

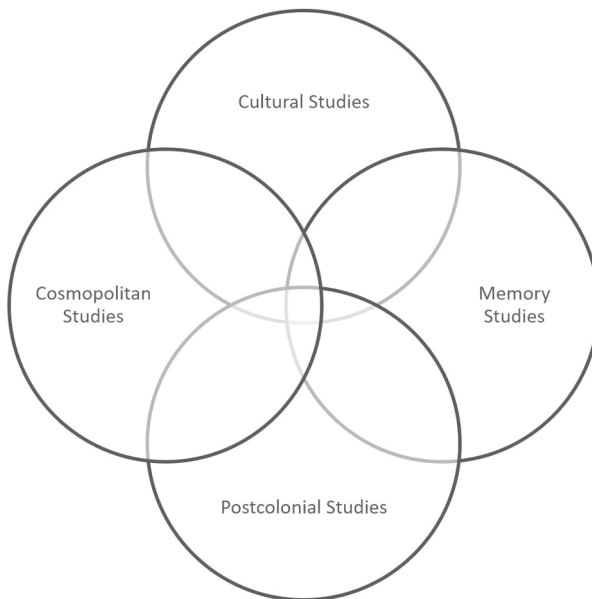
2. Postkoloniale Perspektiven

Ausgehend von den in der Einleitung skizzierten Anknüpfungspunkten entwickle ich in diesem und den nachfolgenden Kapiteln in Auseinandersetzung mit bestehenden forscherschen Ansätzen und aktuellen Debatten eine spezifische Perspektive auf post-/koloniale Erinnerungsdiskurse in der gegenwärtigen Medienkultur. Die vorliegende Arbeit betrachtet gesellschaftliche Erinnerungen mit Bezug zur Kolonialzeit in der gegenwärtigen Medienkultur aus einer grundsätzlich machtkritischen Perspektive. Sie versteht sich in erster Linie als kritische Medienkulturforschung und verortet sich in einem Feld der Medien- und Kommunikationswissenschaft, welches stark von Ansätzen der angloamerikanischen Cultural Studies inspiriert ist.¹ Gemäß des formulierten Erkenntnisinteresses und Gegenstands dieser Untersuchung gründet diese Arbeit in Ansätzen der Postcolonial Studies, die als spezifische Problematisierungsperspektive genutzt werden. Die Untersuchung bezieht sich zudem zentral auf kulturwissenschaftliche Theorien zu kollektivem Gedächtnis und Erinnerungskulturen und schließt damit an Forschungen im interdisziplinären Feld der Memory Studies an, welches sich seit den 1990er-Jahren herausgebildet hat. Der *Gedächtnis*-Begriff stellt dabei einen »Brückenschlag« her zwischen Sozial- und Geisteswissenschaften; er ermöglicht bzw. erfordert auf besondere Weise den Dialog mit anderen Disziplinen (vgl. Erll 2011a: 2). Denn »Gedächtnis und Erinnerung [stellen] nicht nur ein transdisziplinäres Forschungsfeld dar, das keine Disziplin für sich allein zu reklamieren vermag, sondern ein inter- bzw. transdisziplinäres, das zwischen den verschiedenen Forschungsbereichen Interaktionen ermöglicht und erfordert« (Pethes/Ruchatz 2001: 9). Mit ihrem Fokus auf Journalismus rekurriert diese Untersuchung dabei speziell auch auf Arbeiten aus dem Bereich der kommunikationswissenschaftlichen Erinnerungsstudien, die es um kritische Perspektive zu erweitern gilt. Insbesondere die (deutschsprachigen) Kommunikations- und Medienwissenschaften gelten

1 Den Begriff *Feld* verstehe ich an dieser Stelle dahingehend, dass es sich bei jedem der genannten Felder um eine spezifische Perspektive auf den Untersuchungsgegenstand handelt. So sind bspw. *post-/koloniale Erinnerungsdiskurse* nicht einfach »da«, sondern werden stets aus einer jeweiligen theoretischen Perspektive in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung konstruiert.

zwar im Feld der Memory Studies als »late adopters« (Jacke/Zierold 2015: 79), da sie sich deutlich später als die Kulturwissenschaften mit Konzepten von Gedächtnis und Erinnerung beschäftigt haben; sie beteiligen sich seit einiger Zeit aber umso intensiver an Forschungen speziell zum Zusammenhang von Erinnerungskultur, Medien und Kommunikation und haben Ansätze entwickelt, die stärker auf die empirische Umsetzung v.a. in Analysen journalistischer Medien abzielen. Angesichts einer zunehmenden Globalisierung von Medienkulturen und Herausbildung kosmopolitisierter Erinnerungskulturen knüpft diese Arbeit zudem an Ansätze eines neuen kritischen Kosmopolitismus, feministische (transnationale) Öffentlichkeitstheorien sowie anerkennungs- und gerechtigkeits-theoretische Überlegungen an. Die vorliegende Untersuchung zu post-/kolonialen Erinnerungsdiskursen in der gegenwärtigen Medienkultur operiert somit in einem inter- oder transdisziplinären Schnittfeld von kritischer Medienkulturforschung, kulturwissenschaftlichen und kommunikationswissenschaftlichen Erinnerungsstudien sowie Postcolonial und Cosmopolitan Media Studies.

Abbildung 1: Theoretische Bezugsrahmen der Untersuchung



Quelle: Eigene Darstellung.

Wie im Verlauf dieser Arbeit noch aufgezeigt wird, sind Ansätze der Postcolonial Studies (nicht nur im deutschsprachigen Forschungsraum) in der Medien- und Kommunikationswissenschaft zuerst nur zögerlich rezipiert worden, und auch in

den Memory Studies steht ein Dialog mit Postcolonial Studies bisher weitestgehend noch aus. Die Entwicklung meiner spezifischen post-/kolonialen Perspektive auf gesellschaftliche Erinnerungsdiskurse in der gegenwärtigen Medienkultur betrachte ich daher als theoretische Erweiterung – und zum Teil auch als Korrektur – bestehender forschersicher Ansätze und aktueller Debatten. In diesem Kapitel liegt der Schwerpunkt auf Untersuchungen von Post-/Kolonialismus in der gegenwärtigen Medienkultur. In Kapitel 2.1 konturiere ich zunächst mein Verständnis von Medienkulturanalyse als kritische Gesellschaftsanalyse und führe die zentralen Begriffe dieser Arbeit ein. In Kapitel 2.2 stelle ich dann grundlegende Ansätze der Postcolonial Studies vor, die als kritische Brille für die vorliegende Untersuchung produktiv gemacht werden und gehe konkreter auf das Verhältnis von Postcolonial Studies und Medien- und Kommunikationswissenschaft ein. In Kapitel 2.3 lege ich den Stand der aktuellen post-/kolonialen Debatten im spezifischen Zusammenhang der vorliegenden Untersuchung dar. Hier geht es zum einen um die zögerliche Rezeption der Postcolonial Studies im bundesdeutschen Kontext, zum anderen speziell um interdisziplinäre Studien zum Ovaherero- und Nama-Genozid.

2.1 Medienkulturforschung als kritische Gesellschaftsanalyse

Die vorliegende Untersuchung verortet sich theoretisch im Forschungsfeld und in der Forschungstradition der Cultural Studies und versteht sich als Beitrag zur kritischen Medienkulturforschung (vgl. insbesondere Thomas 2015). Mein Verständnis von kritischer Medienkulturanalyse als Gesellschaftsanalyse habe ich bereits in der Einleitung skizziert. Eine kritische Medienkulturforschung haben medien- und kommunikationswissenschaftliche Forscher*innen in der Vergangenheit in Auseinandersetzung mit verschiedenen kritischen Theorien entwickelt.² Neben einem grundlegenden machtkritischen Gesellschaftsverständnis können als verbindende Elemente die Ablehnung von vermeintlicher wissenschaftlicher Wertefreiheit und linearer Wirkungsvorstellungen sowie eine Bevorzugung nicht standardisierter, qualitativer Verfahren genannt werden (vgl. Thomas 2015: 53). An einer solchen Ausrichtung, die sich insbesondere durch eine Verschränkung von kultur- und sozialwissenschaftlichen Perspektiven ausweist, orientiert sich auch die vorliegende Arbeit. Sie nimmt dabei eine *poststrukturalistische* bzw. *dekonstruktivistische* Perspektive ein, die sich auch in der kritischen medien- und kommunikationswissenschaftlichen Forschung behauptet hat. Grundlegend für diese Perspektive

2 Tanja Thomas (2015: 53) verweist hier auf marxistische und materialistische Theorien, der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule, feministischer Theorie, den Cultural Studies, dem strukturalistischen Konstruktivismus, poststrukturalistischen und dekonstruktivistischen Ansätzen sowie postkolonialen und queeren Theorien.

ist ein Verständnis der zentralen Begriffe Diskurs, Macht/Wissen und Hegemonie, die auch das politische Kultur- und Medienverständnis der Cultural Studies prägen und die ich im Folgenden einführe.

2.1.1 Diskurs, Macht/Wissen, Hegemonie

Für das dieser Arbeit zugrundeliegende Diskursverständnis sind vor allem die theoretisch-konzeptionellen Entwicklungen im französischen Strukturalismus und Poststrukturalismus seit Mitte der 1950er-Jahre von Bedeutung (vgl. Keller 2011: 14). Der spezifische Diskursbegriff, an den hier angeknüpft wird, geht maßgeblich auf das einflussreiche Werk des französischen Philosophen Michel Foucault (1926-1984) zurück. In seinen Diskurstheorien und -analysen hat er grundlegende Überlegungen zum komplexen Zusammenhang von Macht/Wissen, Subjektivierungsweisen und Geschichte entfaltet (vgl. Thomas 2009). Foucault versteht Diskurse im Wesentlichen als »Praktiken, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen« (Foucault 1990: 74). Ein solches konstruktivistisches Verständnis von Diskursen als soziale Praxis der Bedeutungsproduktion und regelgeleitetes Formationsprinzip erlaubt es, theoretisch zu erklären, wie gesellschaftliche Wirklichkeit v.a. durch kommunikativen Austausch hervorgebracht wird (vgl. Keller 2013: 70). Entscheidend ist neben ihrer wirklichkeitskonstituierenden Kraft, dass Diskurse darüber bestimmen, was zu einem bestimmten Zeitpunkt sagbar und denkbar und somit – so soll hier betont werden – letztlich auch *erinnerbar* ist. Diese so benannten diskursiven Formationen sind jedoch stets wandelbar, sodass sich die Grenzen des Feldes verschieben können. Fundamental für seine diskurstheoretischen Überlegungen ist, dass Macht »den Dingen« nicht äußerlich, sondern wesentlich in Prozesse der Wissensproduktion eingeschrieben ist. Nach Foucault ist der Diskurs »dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht« (Foucault 1991a: 11). Auf Foucaults Diskurstheorie und -analysen bauen zentrale postkoloniale Theoretiker*innen wie u.a. Edward Said auf (vgl. Kapitel 2.2.2).

Daneben ist ein Verständnis von Hegemonie im Sinne Antonio Gramscis (1891-1937) für Arbeiten der Cultural Studies – und auch der Postcolonial Studies – von zentraler Bedeutung (vgl. Hall 2000: 40; Langemeyer 2009: 72). Stuart Hall etwa verbindet diskurstheoretische Überlegungen mit dem *Hegemonie*-Begriff Gramscis, wenn er die Bedeutung von Sprache in Kämpfen um Deutungshoheit betont (vgl. Thomas 2015: 74). Nach Gramsci ist Hegemonie vor allem als *kulturelle* Hegemonie zu verstehen und innerhalb der Zivilgesellschaft verortet (vgl. Langemeyer 2009: 74). Demnach geht es bei Hegemonie um die »Reartikulation kultureller Vorstellungsmuster in Richtung eines neuen bzw. zum Zwecke der Beibehaltung eines bestehenden Konsenses« (Marchart 2018: 80). In diesem Zusammenhang steht auch Gramscis berühmter Begriff des *senso commune*. Aufgrund seines »inkohärenten

Charakters« sei der Alltagsverstand »hegemonialen Re-Artikulationen gegenüber« empfänglich. Hegemonie bezeichnet demnach geradezu den »Kampf um die Aktivierung bestimmter Elemente des Alltagsverstandes, ihre Verknüpfung mit dem eigenen hegemonialen Projekt, wie auch die Desaktivierung anderer Elemente« (ebd.: 81). Gramscis Begriff der Hegemonie bezeichnet »mithin einen letztlich prekären, nur auf Zeit stabilen Zustand in einem Feld beständiger Kämpfe um die hegemoniale Position« (Keller 2011a: 29). Die Durchsetzung einer hegemonialen Deutung im Sinne von gesellschaftlichem Konsens ist mit dem Ausschluss nichthegemonialer Deutungen und kultureller Praktiken verbunden. Bedeutsam ist, dass kulturelle Hegemonie stets umkämpft bleibt. Deswegen sollte, so betont Stuart Hall, ein hegemoniales Projekt »nie fälschlich als beendet oder vollendet betrachtet werden. Es wird immer herausgefordert, muß sich immer selbst sichern, ist immer ›im Prozess‹« (Hall 1988: 7). In der Verbindung von Foucaults Diskurstheorie und Gramscis Hegemoniebegriff definieren Vertreter*innen der Cultural Studies *Kultur* zusammengefasst als ein stets umkämpftes Feld sozialer Praktiken und Bedeutungsproduktion.

2.1.2 Ein politischer Kultur- und Medienbegriff

Das Potenzial einer von den Cultural Studies inspirierten Perspektive liegt für diese Untersuchung v.a. in einem gesellschaftstheoretisch fundierten, explizit machtkritischen und prozessorientierten Kultur- und Medienbegriff, welcher bestehende Konzeptionen in der kulturwissenschaftlichen Gedächtnis- bzw. Erinnerungskulturforschung bereichern kann.

Zentrale Vertreter*innen wie Raymond Williams definieren Kultur als Gesamtheit einer Lebensweise, »a whole way of life« (vgl. Hepp 2010: 41). In der Ausweitung und gesellschaftstheoretischen Kontextualisierung wird Kultur zu einer »alltäglichen und eigenständigen Dimension des Sozialen« (ebd.: 57), weswegen auch der Begriff des *Kulturellen* vorgezogen wird. Die Perspektive der Cultural Studies zeichnet sich durch eine gesellschaftstheoretische Kontextualisierung und durch eine spezifische Verschränkung des *Kulturellen* mit dem *Politischen* aus. Die Kategorien Kultur, Macht und Identität bilden eine Art »magisches Dreieck«, welches Cultural Studies-Analysen auszeichnet (vgl. Marchart 2018: 33f.). Kultur erweist sich für die Cultural Studies als »politische Kategorie« und »kulturelle Identität wird nicht um ihrer selbst willen analysiert, sondern um Licht auf Machtverhältnisse zu werfen, die immer auch kultureller Art sind« (ebd.).

Kultur ist folglich nicht einfach als holistisches Konzept zu verstehen, sondern – wie Edward P. Thompson (1959) betont hat – auch als »whole way of struggle, eine umfassende Konfliktweise« (Marchart 2018: 55, Herv.i.O.). Mit der Kritik von Thompson, einem der Verfechter einer ›Geschichte von unten‹, erfährt der Kulturbegriff der Cultural Studies eine grundlegende Politisierung und eine »explizit

konflikttheoretische und aktivistische Wendung« (ebd.: 56). Um in diesem Sinne gesellschaftliche Machtverhältnisse auch als kulturelle Fragen zu verhandeln, wird der Begriff der *Hegemonie* zentral, den Vertreter*innen der Cultural Studies von Gramsci übernehmen. »In Form hegemonialer Kämpfe – um Dominanz und Subordination – wird Identität auf dem Feld der Kultur vorübergehend fixiert und definiert. [...] Macht kann an keinem bestimmten Ort der Gesellschaft lokalisiert werden – auch nicht in der Politik oder der Polizei –, sondern Machtverhältnisse müssen *im Medium des Kulturellen* fortgesetzt reproduziert werden« (Marchart 2018: 35, Herv.i.O.).

Eine solche machtkritische, konfliktorientierte Perspektive zeichnet auch Medienanalysen aus der Perspektive der Cultural Studies aus. Deren Spezifik in Abgrenzung zum *Mainstream* der Kommunikations- und Medienwissenschaft kann dahingehend beschrieben werden, dass sie gerade nicht »einfach ein Wissen über Medienkultur anhäufen, sondern dass sie auf der Basis einer grundlegenden Prozess- und Konfliktorientierung die Stellung von Medien in gegenwärtigen soziokulturellen Auseinandersetzungen zu beleuchten suchen« (Hepp/Krotz/Thomas 2009: 12). Als eine Art empirisches Programm streben sie an, machtprege Prozesse kultureller Bedeutung in konkreten Kontexten zu untersuchen (vgl. Hepp 2010: 15).

Produktiv für meine Forschungsperspektive ist insbesondere, dass Vertreter*innen der Cultural Studies die diskurstheoretische Ebene von Massenmedien herausarbeiten und die Frage nach Identitätskonstruktionen in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen stellen. Massenmedien kommt aus Sicht von Vertreter*innen der Cultural Studies eine zentrale Bedeutung im »Kampf um Bedeutung« bzw. »Kampf im Diskurs« (Marchart 2018: 164) zu. Arbeiten der Cultural Studies eröffnen somit Ansätze für kulturorientierte, dabei aber stets gesellschaftstheoretisch reflektierte machtkritische Medienanalysen, die sich insbesondere auch für die Analyse medialer Repräsentationen in Erinnerungsdiskursen fruchtbar machen lassen. In den Cultural Studies wird mit dem Begriff der *Repräsentation* verdeutlicht, dass Medien bei der kommunikativen Konstruktion sozialer Wirklichkeit eine zentrale Rolle zukommt (vgl. Hepp 2010: 38). In seinen Arbeiten hat v.a. Hall deutlich gemacht, dass mediale Repräsentationen Wirklichkeit nicht einfach abbilden, sondern selbst als »unhintergebar Teil des Prozess[es] der soziokulturellen Konstruktion von Wirklichkeit« (ebd.) zu betrachten sind. Im Rückgriff auf diese Perspektiven nehme ich in dieser Untersuchung zusammengefasst eine *postkolonial-dekonstruktivistische repräsentationskritische Perspektive* auf Erinnerungsdiskurse in der gegenwärtigen Medienkultur ein. Die Spezifik der postkolonialen Perspektive konturiere ich im nächsten Abschnitt.

2.2 Postkoloniale Theorien als »neue ... Brille«

Die kritische Perspektive der vorliegenden Untersuchung ist wesentlich von Arbeiten aus dem Bereich der Postcolonial Studies geprägt. Ebenso wie die Cultural Studies werden auch diese als ein inter- oder transdisziplinäres Projekt bzw. eine bewusst »antidisziplinäre Intervention« (Gastro Varela/Dhawan 2009: 9) gefasst; aufgrund ihrer Vielgestaltigkeit können ihre Ansätze kaum auf einen Begriff gebracht werden. Ein gemeinsames Anliegen besteht jedoch »in der Thematisierung des Fortbestehens und Nachwirkens einer Vielzahl von Beziehungsmustern und Effekten kolonialer Herrschaft« (Conrad/Randeria 2002a: 24). Vertreter*innen der Postcolonial Studies betrachten »die heutige Welt nach wie vor geprägt von imperialen und neokolonialen Herrschaftsverhältnissen und kulturellen Beziehungen, welche die alten Asymmetrien reproduzieren und verfestigen« (ebd.). Sie werden in dieser Arbeit als eine Art »neue, vor allem aber komplexere Brille« (Reuter/Villa 2010: 10) für kritische Medienkulturforschung genutzt: »Diese Brille bewirkt im Wesentlichen eine hinterfragende, de-essentialisierende, dekonstruktive Sicht auf [...] oft implizite und darum umso wirkmächtigere Grundannahmen des Sozialen« (ebd.), wie u.a. in Bezug auf Identität, Differenz bzw. Alterität, Universalismus, Eindimensionalität und Wissen/Kritik, aber auch Geschichte, Geopolitik, Recht und Gerechtigkeit (vgl. ebd.: 12). Postcolonial Studies werden in dieser Arbeit zusammengefasst als ein kritisches interventionistisches Projekt betrachtet, welches an verschiedenen Macht-Wissens-Feldern arbeitet und davor stets vor allem die Fort- und Nachwirkungen kolonialer Diskurse sowie (neo-)koloniale Machtstrukturen und Ausschlüsse in globalen Ungleichheitsverhältnissen in den Blick nimmt.

Wenngleich Postcolonial Studies und Media and Communication Studies viele Schnittmengen in ihren Untersuchungsgegenständen und Erkenntnisinteressen aufweisen, beziehen sie sich bisher jedoch nur selten aufeinander.³ Postcolonial Studies und insbesondere die Communication Studies stehen somit in einem ambivalenten Verhältnis. In der Einleitung des von ihnen herausgegebenen Special Issues des Journals *Communication Theory* stellen Raka Shome und Radha S. Hegde fest: »[T]he politics of postcoloniality is centrally imbricated with the politics of communication. Yet, the communication dimension (except media) has hardly received any attention in postcolonial studies, just as postcolonial issues, for the most

3 Zum Verhältnis von Postcolonial Studies und Medien- und Kommunikationswissenschaft vgl. Bergermann 2012; Bergermann/Heidenreich 2015; Kumar 2014; Merten/Krämer 2016. Eine Verknüpfung zwischen den Postcolonial Studies, deren Fokus nach wie vor auf Literatur liegt, und den Medien- und auch Kommunikationswissenschaften, innerhalb derer die Postkoloniale Theorie und Kritik noch immer unterrepräsentiert sei, ist in den letzten Jahren forciert worden. Von einem wachsenden Interesse zeugen auch die zwei Reihen des transcript-Verlags, *Postcolonial Studies* sowie die neue Reihe *Post_koloniale Medienwissenschaft*.

part, have been elided in communication studies« (Shome/Hegde 2002: 249). Auch mehr als ein Jahrzehnt später stellt ein Dialog zwischen den Postcolonial und den Communication Studies weitestgehend ein Desiderat dar:

»While dominant fields such as English and Comparative Literatures, and influential in disciplines such as Anthropology, Geography, and History, postcolonial studies has paid minimal attention to the role played by media in the context of transnational, colonial, and nationalist relations. It has also paid limited attention to the ways in which media cultures intersect in, and inform, many contemporary postcolonial sensibilities.« (Shome 2016: 245)

In diesem Kapitel konzentriere ich mich darauf, das für die Forschungsperspektive dieser Arbeit relevante Grundverständnis der Postcolonial Studies darzulegen und daraus Analysestrategien abzuleiten, die den kritischen Blick für die empirische Untersuchung schärfen. Im Folgenden gehe ich zunächst auf die postkoloniale Kritik an der modernen Geschichtsschreibung ein (2.2.1). Anschließend stelle ich Theorien zu post-/kolonialen Differenzkonstruktionen sowie Kritik an globalen Interdependenzen vor (2.2.2). Darauf aufbauend komme ich mit Gayatri C. Spivak auf die Frage der Un-/Möglichkeit subalternen Artikulation (2.2.3) zu sprechen.

2.2.1 Postkoloniale Kritik an modernen Wissenschaften

Die postkolonialen Ansätze, auf die ich in dieser Arbeit zurückgreife, gründen insbesondere in einem Misstrauen gegenüber etablierten (westlichen) akademischen Disziplinen. Diese haben sich im Zuge der Herausbildung der ›modernen‹ Wissenschaften oftmals als Kompliz*innen kolonialer Unterdrückung und Ausbeutung erwiesen und ihre kolonialen Grundlagen bis heute nur selten hinreichend reflektiert (vgl. Castro Varela/Dhawan 2009: 14f.; Shome 2016: 245).

»[P]ostcolonial studies has established itself as an important field that theorizes colonial logics, transnational inequalities, and postcolonial rationalities. One of its main contributions has been to intervene in the knowledge production of Western (or Western-oriented) academia in order to illustrate how many of its underlying logics of knowledge, established in various disciplines, have attempted to *universalize* themselves and their Eurocentric assumptions.« (Shome 2016: 145, Herv.i.O.)

Die kritische Perspektive der Postcolonial Studies geht somit mit einer grundsätzlichen »Anerkennung der historischen Tatsache einher, dass die Moderne zutiefst mit dem europäischen Imperialismus verbunden ist« (Castro Varela/Dhawan 2009: 15).

Die enge Verbindung von Macht und (kolonialem) Wissen im Foucault'schen Sinne zeigt sich besonders auch im Feld der modernen Geschichtsschreibung (vgl. Conrad/Randeria 2002a: 35). Das zentrale Problem der westlichen Geschichts-

schreibung – so hat der Historiker Dipesh Chakrabarty (2000) dargelegt – ist darin zu sehen, dass sie auf europäischen Vorstellungen etwa von Entwicklung, Modernisierung und Kapitalismus basiert und »die europäische Geschichte zum globalen Maßstab erklärt« (Kerner 2012: 77). Die postkoloniale Perspektive kann somit als Kritik an der Institution ›Geschichte‹ und ihrer Universalitätsbehauptung verstanden werden (vgl. Young 1990b). Diese betrachten Vertreter*innen der Postcolonial Studies kritisch als eine der (Wissens-)Technologien, mit denen ›der Westen‹ seine Hegemonie global begründet hat. Die ›postkoloniale Brille‹ rückt dabei auch Leerstellen in westlichen Diskursen in den Blick. Denn: »Neben der Geschichte des Wissens steht jedoch auch immer eine Geschichte der Auslassungen und des (Ver)Schweigens« (Conrad/Randeria 2002: 33). Richtungsweisend ist in diesem Bereich die Arbeit von Michel-Rolph Trouillot (1997), in der er am Beispiel der Haitianischen Revolution dargelegt hat, inwiefern die moderne europäische Geschichtsschreibung auf dem (Ver-)Schweigen, der *silences* bzw. auf Praktiken des *silencing* der kolonialen Vergangenheit, beruht. Aus einer solchen Perspektive wird Geschichte nicht als »lineare Progression« betrachtet, sondern postkoloniale Studien fokussieren die »Komplexitäten und Widersprüche historischer Prozesse. Und so komplex, wie sich die Kolonisierung und ihre Folgen zeigen, so kompliziert und uneindeutig stellen sich selbstverständlich auch Dekolonialisierungsprozesse dar« (Castro Varela/Dhawan 2015: 16).

Postkoloniale Studien in dem hier verstandenen politisch-interventionistischen Sinne sind damit wesentlich (auch) dem Projekt einer »Dekolonialisierung hegemonialen Wissens« (Castro Varela/Dhawan 2009: 15), insbesondere auch der modernen wissenschaftlichen Disziplinen verschrieben. Wie Castro Varela und Dhawan mit Bezug auf Chakrabarty feststellen, wird auf »Europa als stillschweigende Bezugsgröße« (ebd.: 14) rekurriert. »Diese gilt es einer Kritik zu unterziehen, auch wenn es die europäischen Theorietraditionen sind, die gleichzeitig die Instrumente der Kritik bereitstellen« (ebd.). Hier zeigt sich ein zentrales Dilemma. In der Perspektive der Postcolonial Studies steht fest, dass »Europa kein Monopol auf die Wissensproduktion hat, das Problem besteht jedoch darin, dass subalternes Wissen innerhalb der Schauplätze der modernen Epistemologie Europas zum Verstummen gebracht wurde« (ebd.: 15). Aus diesem Grunde wird das kritische Projekt, »Europa zu provinzialisieren« (Chakrabarty 2002), dem sich postkoloniale Studien verschrieben haben, »zu einem notwendigen, aber unmöglichen Unterfangen« (Castro Varela/Dhawan 2009: 15).

Postkoloniale Kritik an Anthropologie und Mediengeschichtsschreibung

Wie postkoloniale Kritiker*innen schon in den 1960er- und 1980er-Jahren herausgestellt haben, kann insbesondere die Anthropologie aufgrund ihrer historischen Komplizität von kolonialer Unterwerfung und wissenschaftlichem Legitimierungs-

diskurs in einem besonderen Maße als disziplinärer Ausdruck eines westlichen Imperialismus betrachtet werden. Wie Roger Begrich und Shalini Randeria betonen, hat sich die Anthropologie zu Beginn der Kolonialzeit als Wissenschaft etabliert und erlebte ihre ›Blütezeit‹, als sich die europäische Kolonialherrschaft dem Ende zuneigte. »Während dieser Zeit produzierten europäische ForscherInnen Wissen für europäische Öffentlichkeiten über nicht-europäische Völker, die von EuropäerInnen beherrscht wurden« (Begrich/Randeria 2012: 70). In diesem Zusammenhang haben sich etwa dichotome Vorstellungen von schriftsprachlichen und oralen Kulturen entwickelt, die auch Konzepte der Erinnerungskulturforschung bis heute prägen (vgl. Kapitel 3.1.3). Insbesondere gilt es in diesem Zusammenhang aus postkolonialer Perspektive auch die westliche Mediengeschichte und den ihr zugrundeliegenden Eurozentrismus offenzulegen und zu »provinzialisieren« (Chakrabarty 2000). Verwiesen sei auf Erhard Schüttpeitz' (2009) Untersuchung zur *Weltmediengeschichte von 1500-1800*, welche Ulrike Bergermann zufolge kritisch auf die »Rekonstruktion beliebter medienhistorischer Klischees zur medientechnischen Überlegenheit des Westens [...], etwa den nordwesteuropäischen Gegensatz von Mündlichkeit und Schriftlichkeit im 17. Jahrhundert« (Bergermann 2012: 275) aufmerksam macht und darüber die »implizite Trennung der Welt in moderne und nichtmoderne Kulturen« (ebd.) rekonstruiert.

Wie Raka Shome (2016) kritisiert, ist innerhalb des *Mainstreams* der Medien- und Kommunikationwissenschaft (und v.a. in westlichen Akademien) bisher eine Diskussion ausgeblieben, die entsprechend problematisiert, dass insbesondere eine ›evolutionstheoretische‹ Periodisierung von Medientechnologien, »a stagist-view of history« (Chakrabarty 2000: 22), nicht undifferenziert universalisiert werden kann, sondern lediglich als *eine* partikulare Geschichte unter anderen zu betrachten ist, die eurozentrisch argumentiert und dabei einen Großteil der globalen, diskontinuierlich verlaufenden Prozesse nicht erfasst. Was fehlt, ist Shome zufolge eine kritische Reflexion, die anerkennt, »that millions of people in various parts of the non-Western world fall out of *the history* that we narrate in the West« (Shome 2016: 246, Herv.i.O.). In dieser Hinsicht gilt es auch, die hegemoniale Medien- und Kommunikationsgeschichte v.a. in ihrem ›entwicklungstechnologischen Narrativ‹, welches sich gleichsam in der kulturwissenschaftlichen Gedächtnis- und Erinnerungskulturforschung wiederfindet, als post-/koloniales Problemfeld zu dekonstruieren. Aus postkolonialer Perspektive ist an bestehenden Medienbegriffen grundsätzlich zu problematisieren, dass diese in der Regel von westlichen Normen und Zeitlichkeiten ausgehen, ohne diese weiter zu reflektieren.

»Our understanding (in the Western academic community in particular) of the development of media and the different stages of its emergence narrates and universalizes a particular history of modernity. This is a history that neglects how media functions in the Global South (including in the ›developed‹ South). It is a his-

tory that advances a view of modernity that is locked in temporal logics of North-ern Atlantic modernity – which has simultaneously been a colonial modernity. Such a history suppresses other histories of media's functioning in other parts of the world – histories that themselves are often an effect of those larger histories of North Atlantic colonialisms with which media cultures have developed in the West and have informed and impacted the Global South.« (Shome 2016: 246)

In dieser Hinsicht deutet sich an, so stellt Ulrike Bergermann kritisch fest, »dass in den kanonisierten Bezugstexten der Medienwissenschaft Relektüren vorzunehmen sind, die die Frage nach dem konstitutiven Anderen der in Konstruktion begriffenen Fach- und Theoriegeschichte auch in ihrer postkolonialen Grundierung zu lesen wissen« (Bergermann 2012: 275f.). Eine sich als postkolonial verstehende (Medien-)Wissenschaft bedarf folglich zunächst »der aktuellen Selbstreflexion. Und der Reflexion ihrer Geschichte« (ebd.). Auf der Ebene medialer Repräsentationen erweisen sich postkoloniale Ansätze als Strategie, um insbesondere die machtvoll-praxis der Differenzkonstruktion zu problematisieren.

2.2.2 Post-/koloniale Differenzkonstruktionen und globale Interdependenzen

Postkoloniale Ansätze werden in erster Linie als kritische Perspektive auf Prozesse der Produktion von Wissen über die ›Anderen‹ verstanden (vgl. Ziai 2010: 402). Als eine zentrale Arbeit ist in diesem Zusammenhang Edward W. Sais *Orientalism* (1978) zu nennen, welche als »Gründungsdokument« (Castro Varela/Dhawan 2015: 93ff.) postkolonialer Studien gilt und von der auch für die vorliegende Untersuchung hinsichtlich der Analysestrategie der kolonialen Diskursanalyse Denkanstöße ausgehen.⁴ Mit dem Begriff des *Orientalismus* und mithilfe der Foucault'schen Diskursanalyse sowie Gramscis Hegemoniebegriff zeichnet Said die Herausbildung und Durchsetzung eines kolonialen Diskurses nach, in dem der Orient als Gegensatz zum Okzident konstruiert und gleichzeitig die gewaltvolle europäische Kolonialherrschaft legitimiert wurde (vgl. Castro Varela/Dhawan 2015: 95).⁵ Dabei zeigt er, wie der koloniale Diskurs »Subjekte und Kolonisatoren gleichermaßen hervorgebracht hat« (ebd., Herv.i.O.). Im orientalisierenden Diskurs werden Menschen v.a. aus dem Mittleren Osten als traditionsverhaftete ›Andere‹ konstruiert und die Dominanz des vermeintlich aufgeklärten ›Eigenen‹ über dieses ›Andere‹ gerechtfertigt. Diesen diskursiven Konstruktionsprozess fasst Said als Praxis epistemischer Repräsentationsgewalt mit dem Begriff des *othering* (Said 1978: 73). Das von Said rekonstruierte Orientbild steht als »feminin, irrational und primitiv im

4 Vgl. einführend zu Said auch Purtschert 2012: 343ff.

5 Vgl. zu Foucaults Diskurs- und Gramscis Hegemonie-Begriff Kapitel 2.1, zur Diskursanalyse Kapitel 6.1.

Gegensatz zum maskulinen, rationalen und fortschrittlichen Westen« (Castro Varela/Dhawan 2015: 99). Damit beschreibt Said zusammengefasst einen Prozess der Konstruktion einer kulturell definierten Gruppe als ›anders‹; diese Differenzkonstruktion dient in erster Linie dazu, »die Identität einer Wir-Gruppe davon abzugrenzen und zu konstituieren und somit politische Ansprüche und Ausschlüsse zu rechtfertigen« (Ziai 2010: 403f.). Eine solche Perspektive ist für Untersuchungen post-/kolonialer (Erinnerungs-)Diskurse von zentraler Bedeutung, da es auch in solchen Zusammenhängen mit Bezug auf die Vergangenheit wesentlich um Konstruktionen von (kollektiven) Selbst- und Fremdbildern im Sinne von »imagined communities« (Anderson, B. 1990) geht.⁶ Fundamental ist dabei die Einsicht, dass Prozesse des *othering* historisch stets mit machtvollen Dichotomiebildungen einhergehen und letztlich v.a. der Konstruktion eines europäischen Selbstbildes und Überlegenheitsanspruches dienen.

Der Orientalismus-Diskurs kann als eine spezifische Variante einer kolonialen Wissensordnung gelesen werden, der in einem größeren Kontext als epistemische Voraussetzung des Imperialismus zu verorten ist, wie Hall im Anschluss an Said gezeigt hat. Die Konstruktion des ›Anderen‹ im Kolonialismus hat er als den Diskurs vom »Westen und dem Rest« (Hall 2002a) charakterisiert. Das zentrale Anliegen seiner Untersuchung ist es, »die Formierung eines bestimmten Denk- und Sprachmusters zu analysieren, eines ›Repräsentationssystems‹, dessen Zentrum das Konzept vom ›Westen‹ und dem ›Rest‹ ist« (ebd.: 139). Im Sinne Foucaults versteht Hall den Diskurs vom Westen und vom Rest als machtvolle Praxis, welche die Gegenstände und Subjekte, die sie repräsentieren, gleichzeitig in bestimmter Art und Weise hervorbringen.

»Einmal produziert, wurde die Idee ›des Westens‹ zudem selbst produktiv. Sie hatte reale Folgen, denn sie ermöglichte es Menschen, etwas in einer gewissen Weise über bestimmte Dinge zu wissen oder über sie zu reden. Sie produzierte Wissen. Sie wurde sowohl der organisierende Faktor in einem System weltweiter Machtbeziehungen als auch das organisierende Konzept oder der Ausdruck einer ganzen Art zu denken und zu sprechen.« (Ebd.: 139)

Die Idee einer grundlegenden Differenz war Hall zufolge wesentlich für die Herausbildung eines westlichen Selbstverständnisses. Sails einflussreiche Studie zum Orientalismus kann hier als »eine beispielhafte Darstellung und Analyse des West-Rest-Diskurses« (Kerner 2012: 66) herangezogen werden; Hall macht jedoch deutlich, dass der Diskurs über den Westen und den Rest nie auf die Dichotomiebildung zwischen einem vermeintlich ›aufgeklärten‹ Okzident und einem ›traditionsverhafteten‹ Orient beschränkt war (vgl. Hall 2002a: 155f.). Neben dem Orient schuf

6 Zur postkolonialen Kritik an Anderson vgl. Shome 2016: 247ff.

der Diskurs vom Westen und dem Rest kategoriale Differenzierungen zwischen einem ›fortschrittlichen Norden‹ und einem ›unterentwickelten Süden‹ – und konstruierte die Regionen Afrika, Lateinamerika und Asien als Gegenbild Europas (vgl. Kerner 2012: 89). Dabei wurde insbesondere ›Afrika‹ in der europäischen Moderne (sprachlich und visuell) als das ›radikal Andere‹ konstruiert, wie etwa der Literaturwissenschaftler Valentin Mudimbe (1994) dargelegt hat. Die Stärke post-/kolonialer Analysen liegt mit Blick auf solchen Differenzkonstruktionen zusammengefasst insbesondere darin, dass sie binäre Strukturen nicht einfach reproduzieren, sondern den Fokus gerade auf das *gegenseitige Konstitutionsverhältnis* und die damit einhergehenden Ambivalenzen legen. Diesen Aspekt gilt es in der Untersuchung mit dem Konzept des *othering* zu betonen und den Fokus nicht nur auf die Konstruktionen der ›Anderen‹ zu richten, sondern auch zu fragen, welche Konstruktionen des ›Eigenen‹ damit einhergehen.

Globale Interdependenzen

Die Relevanz postkolonialer Ansätze kann für die vorliegende Arbeit auch darin gesehen werden, dass sie globale Interdependenzen aufzeigen.⁷ Sie vermögen dabei insbesondere »kritische Fragen zu stellen, die das Verhältnis zwischen dem vermeintlich ›Eigenem‹ und dem ›Fremden‹ und ›Anderen‹ und die Deutungshoheit darüber immer wieder neu ausloten« (Struve 2012: 107). Bezogen auf den Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit rückt damit das globale Beziehungsgeflecht zwischen ehemals kolonialisierten Opfern des Genozids und ihrer Nachfahr*innen im heutigen Namibia und der Diaspora sowie den ehemaligen Kolonialist*innen, deutschstämmigen Nachfahr*innen von Siedler*innen und der heutigen Gesellschaft in der Bundesrepublik sowie in einem größeren Rahmen Verbindungen zwischen Kolonialisierten und Kolonialisierenden, zwischen Globalem Norden und Süden in den Blick. »The postcolonial critique does not work to once again set up cultures in polarities, but rather the discourse points to how the West and the ›other‹ are constitutive of one another in ways that are both complicitous and resistant« (Shome/Hegde 2002: 264). Ansätze der Postcolonial Studies zeichnen sich folglich insbesondere dadurch aus, dass sie die kulturelle Macht historisch und im globalen (geopolitischen) Gefüge betrachten:

»To sum up the distinctiveness of postcolonial studies from other forms of critical scholarship, then, it could be said that postcolonial scholarship provides a historical and international depth to the understanding of cultural power. It studies issues of race, class, gender, sexuality, and nationality, that are of concern to

7 Der Begriff der Interdependenz stammt aus politikwissenschaftlichen Arbeiten zu Abhängigkeitsverhältnissen zwischen Nationalstaaten; er umfasst sowohl wechselseitige Identitätskonstruktionen als auch ökonomische Abhängigkeiten (vgl. Castro Varela/Dhawan 2010: 316).

contemporary critical scholarship by situating these phenomena within geopolitical arrangements, and relations of nations and their inter/national histories.« (Shome/Hegde 2002: 252)

In einer vornehmlich literaturwissenschaftlichen Tradition richtet sich das Interesse der Postcolonial Studies v.a. auf machtvoll (rassifizierende) Repräsentationen sowie »eine Dekonstruktion eurozentrischer Narrative, welche bestehende hegemoniale Ordnungen stabilisieren« (Castro Varela/Dhawan 2015: 17). Dennoch betonen zentrale Vertreter*innen wie Said und Spivak, dass (mediale) Repräsentationen stets eine politische Dimension besitzen und im Zusammenhang mit Macht-Wissens-Komplexen zu betrachten sind (vgl. Conrad/Randeria 2002: 23).

Richtungsweisend ist für die vorliegende Untersuchung auch, eine Perspektive einzunehmen, welche sowohl materielle als auch symbolische Machtverhältnisse in den Blick rückt. Denn ebenso wie Vertreter*innen der Cultural Studies betonen, dass ein Fokus auf rein ökonomische Aspekte für postkoloniale Studien unzureichend ist, so kritisieren v.a. neuere, marxistisch inspirierte Ansätze postkolonialer und feministischer Kritik, »wie problematisch es ist, die ökonomischen Faktoren bei der Analyse von Ungleichheitsverhältnissen, neokolonialen und neoimperialistischen globalen Strukturen außen vor zu lassen« (Castro Varela/Dhawan 2015: 33). Festgestellt werden soll hier deswegen, dass Kolonien zwar in erster Linie als »Orte ökonomischer Ausbeutung« (Castro Varela/Dhawan 2009: 15), jedoch auch als »Orte, von denen die Zivilisierungsmission operationalisiert wurde« (ebd.), zu betrachten sind. Daher gilt es, die Ebene der medialen Repräsentation mit einer Reflexion der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und mit materiellen Ressourcen zusammenzubringen, wie kritische Vertreter*innen fordern:

»Folglich ist es elementar, Kolonialismus desgleichen als ein kulturelles und *nicht nur* als ein ökonomisch-politisches Herrschaftssystem zu betrachten. Es konstituierte die Subjektivitäten und Beziehungen, die die westliche Dominanz über die sogenannte ›Dritte Welt‹ brauchte, um sich zu etablieren. Leider verharren postkoloniale Studien allerdings häufig auf der Ebene diskursiver Fragen, die sich lediglich den Repräsentationspolitiken und Bezeichnungssymboliken widmen. Dies ist insofern problematisch, als die wichtigen ökonomischen Fragen, die die gewaltförmigen materiellen Verhältnisse bestimmen, ausgeblendet werden.« (Castro Varela/Dhawan 2009: 15f., Herv.i.O.)

Symbolische und materielle Ebenen gilt es somit als eng verschränkt zu betrachten, da Ungleichheiten über »eurozentristische Wissensordnungen und Repräsentationssysteme« (Reuter/Villa 2010: 17) legitimiert werden. Insbesondere die sozial- und politikwissenschaftlich ausgerichteten Post-Development Studies heben ihrerseits hervor, dass koloniale Machtverhältnisse nicht nur in der politischen Ökonomie, sondern gerade auch im Bereich der Wissensproduktion und Repräsentation

tionen fortwirken (vgl. Ziai 2018: 329). Damit eignen sich derartige Ansätze insbesondere für eine herrschaftskritische Analyse (medial vermittelter) erinnerungs- bzw. »entwicklungspolitischer« Diskurse, wie sie in der vorliegenden Arbeit unter-
nommen wird.

Ähnlich wie Said, Mudimbe und Hall richten sich Autor*innen einer »postkolonialen Entwicklungspolitikkritik« (Kerner 2012: 110ff.) gegen Konstruktionen nichtwestlicher Gesellschaften als »weniger entwickelt« und somit »unterlegen« (vgl. Castro Varela/Dhawan 2015: 85ff.).⁸ Das Entwicklungsparadigma und seine Institutionalisierung nach dem Zweiten Weltkrieg wird herrschaftskritisch als »Grundlage eines weißen westlichen Selbstverständnisses und seiner »humanistischen« historischen Aufgabe« (Bendix 2011: 275) betrachtet. Abermals werden dabei westliche »Entwicklungsstandards« als universelle Norm gesetzt. »Differenz zum Westen werde« in dieser Vorstellung »stets als Rückständigkeit gewertet, sodass gesellschaftlicher Fortschritt nur als Angleichung an eine moderne, säkulare, industriekapitalistische Gesellschaft nach dem Vorbild der USA und Westeuropas denkbar sei« (Ziai 2018: 327). In dieser Hinsicht wird »in der Herabsetzung der Anderen eine Fortsetzung kolonialen Denkens« (ebd.) gesehen und »Entwicklung« im Sinne Foucaults als historisch gewachsener herrschaftsförmiger Diskurs analysiert. Wie der Anthropologe Arturo Escobar (1995) betont, waren es v.a. westliche Eliten, welche Entwicklung als Problem des Globalen Südens »erfunden« haben.⁹ In diesem Sinne stellt auch Daniel Bendix fest: »»E.hilfe« und »E.politik« sind Termini bzw. Politikfelder, die die westliche Welt erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eingeführt hat. Ideengeschichtlich ungebrochen liegt ihnen allerdings die »aufklärerische« Idee eines bestimmten »E.weges« zugrunde, der als Richtmaß für

-
- 8 Die sog. »Entwicklungspolitik« ist als post-/kolonialer bzw. neokolonialer Diskurs und Praxis seit längerer Zeit zum Gegenstand kritischer postkolonialer Auseinandersetzungen geworden. Entwicklungspolitikkritische Traditionen lassen sich schon vor dem *postcolonial turn* in deutschsprachigen Debatten aufzeigen (vgl. Kerner 2012: 110ff.). Seit den 1990er-Jahren wird vor allem unter dem Schlagwort *Post-Development* fundamentale Kritik am Entwicklungsparadigma – wie es auch in dem hier untersuchten Diskurs mit Blick auf das Verhältnis der Bundesrepublik und Namibia angesprochen wird – und seinen Ausprägungen formuliert (vgl. v.a. Escobar 1995). Ziai spricht von einem »Spannungsverhältnis« (Ziai 2010: 406) zwischen Entwicklungsforschung und postkolonialen Studien, da sich Letztere – zumindest in ihrer dominanten Variante – vorwiegend auf Repräsentationen konzentrieren und materielle Fragen allenfalls sekundär behandeln.
- 9 In seinem Buch *Encountering Development. The Making and Unmaking of the Third World* (1995) unterzieht der Anthropologe Arturo Escobar den Entwicklungsdiskurs und seine institutionellen Formen einer kritischen Analyse und stellt seine Arbeit in die Tradition von Foucault, Said, Mudimbe u.a. (vgl. Kerner 2012: 112). Sein Fokus richtet sich auf westliche (euroatlantische) Repräsentationen von Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas als vermeintlich »unterentwickelte Dritte Welt«.

die Verortung von Gesellschaften gilt und an dessen Spitze die Länder des globalen Nordens stehen« (Bendix 2011: 275).

Hier zeigen sich abermals post-/koloniale Kontinuitäten, die in unvermittelter Weise besonders auch darin gesehen werden müssen, dass die heutigen sogenannten ›E.länder‹ in der Regel die geplünderten ehemaligen Kolonien bilden; ein Umstand, der in sog. ›entwicklungspolitischen Diskursen‹ vielfach ausgeblendet wird, da »solcherart Diskussionen jedoch – wenn überhaupt – in der Hauptsache monologisch in den sogenannten ›Geberländern‹ des Westens geführt werden« (ebd.: 276). Durch die Bezeichnung ›E.land‹ können »gewalttätige historische Prozesse – wie der transatlantische Versklavungshandel oder die gravierenden Folgen kolonialer Unterwerfung und Ausplünderung und ihre Fortschreibung in heutigen Ausbeutungsformen im globalisierten Kapitalismus [...] effizient ausgeblendet werden« (ebd.). Am Beispiel von Konstruktionen der sogenannten ›Dritten Welt‹ und im Bereich der ›Entwicklungspolitik‹ zeigen sich deutlich die Verschränkungen von symbolischen und materiellen Ebenen im post-/kolonialen Kontext. Dieser Mehrdimensionalität von Unterdrückungsverhältnissen hat sich vor allem die postkoloniale Theoretikerin Gayatri Chakravorty Spivak angenommen, deren zentrale Überlegungen zu subalterner Repräsentation und Artikulation im Folgenden näher betrachtet werden sollen.

2.2.3 Zur Un-/Möglichkeit subalterner Artikulation

In ihrem einflussreichen Essay *Can the Subaltern Speak?* (2008a) fragt Spivak nach dem Zusammenhang von Diskursen, Macht/Wissen, post-/kolonialer Repräsentationspolitik, Subjektivierungsweisen und subalterner Handlungsmacht.

Mit dem auf Gramsci zurückgehenden Begriff der *Subalternen* fasst Spivak – auch in Anlehnung an die *South Asian Subaltern Studies Group* – all jene Personen oder Gruppen, die von sozialer Mobilität abgeschnitten sind.¹⁰ Bei Gramsci, Guha und Spivak wird der Begriff in ähnlicher Weise als relationaler Begriff gebraucht: »Die subalternen Gruppen zeichnen sich durch eine radikale Differenz zu den dominanten Gruppen aus. Subalternität ist gewissermaßen die Gegenposition zur Hegemonie. Sie ist keine Identitätsbezeichnung, sondern eine Position und Differenz« (Castro Varela/Dhawan 2015: 187). Betont werden soll hier – so stellt Dhawan heraus – dass die Subalterne selbst als »eine Schöpfung kolonialer Geschichte« (Dhawan 2009: 57) zu betrachten ist.

10 Gramscis Vorstellung der Subalternen als potenzieller revolutionärer Kraft wurde von der *South Asian Subaltern Studies Group* und den *Latin American Studies* aufgenommen, kontextualisiert und weiterentwickelt. Spivak beruft sich bei ihrer Definition v.a. auf den Historiker Ranajit Guha (vgl. Castro Varela/Dhawan 2015: 187).

Als *Subalterne* bezeichnet Spivak in den Worten von Aram Ziai »nicht in die hegemoniale Ordnung eingebundene Klassen, jedoch im internationalen Kontext einer (neo)kolonialen Ordnung« (Ziai 2010: 404). Dabei richtet sie den Fokus auf »mehrdimensionale Unterdrückungsverhältnisse aufgrund von ›Rasse‹, Klasse und Geschlecht« (ebd.). Sie betont, dass die subalternen Frauen der sogenannten ›Dritten Welt‹ als doppelt marginalisiert zu betrachten sind: »Wenn die Subalternen im Kontext kolonialer Produktion keine Geschichte haben, dann ist die Subalterne Frau sogar noch tiefer in den Schatten gedrängt« (Spivak 2008a: 57). Am Beispiel Tradition der Witwenverbrennung im kolonialen Indien veranschaulicht sie, »dass jegliche Artikulation der subalternen Frauen in dieser Frage entweder von Seiten der britischen Kolonialmacht als Beleg für die Überlegenheit des fortschrittlichen Westens oder von Seiten des traditionellen Patriarchats als Bekenntnis zu eben diesem vereinnahmt wurde« (Ziai 2010: 404). Spivak betont, dass postkoloniale Ansätze gerade diese Verstrickungen zwischen Patriarchat und Kapitalismus in den Blick rücken müssten (vgl. Spivak 2010: 50). Sie fokussiert damit nicht nur die Mehrdimensionalität von Unterdrückungsverhältnissen, sondern untersucht auch die gesellschaftlichen Bedingungen und Schwierigkeiten subalternen Repräsentation (vgl. Ziai 2010: 404f.). Durch die Verknüpfung von Überlegungen bspw. zum Erbrecht und zur Witwenverbrennung berücksichtigt Spivak auch konkrete materielle und ökonomische Verhältnisse. Ihre Analysen der Auswirkungen kolonialer Diskurse auf die Konstruktion von Identitäten und Praktiken weisen damit in Richtung kritischer postkolonialer Studien, welche Fragen nach Repräsentation mit politisch-ökonomischen Fragen verknüpfen und dabei eine intersektionale Perspektive einnehmen. Zusammengefasst argumentiert Spivak, dass der subalterne Widerstand immer schon durch die hegemonialen Systeme der politischen Repräsentation gefiltert ist. Dabei kann eine »enge Verbindung zwischen dem Status der Subalternität und dem Schweigen« (Steyerl in Spivak 2008a: 12) behauptet werden, wie Hito Steyerl prägnant formuliert. »Die Ordnung des Diskurses erlaubt die Artikulation bestimmter Sachverhalte nicht, da sie selbst auf diesem Schweigen beruht« (ebd.).

Spivak wurde zunächst vorgeworfen, dass sie mit ihrer Aussage, die Subalterne könne nicht sprechen, »erneut das Stereotyp des schweigenden und passiven nicht-westlichen Subjekts stabilisiere« (Castro Varela 2015: 198f.). Wie Spivak nachträglich deutlich gemacht hat, ist mit *Sprechen* jedoch stets eine Interaktion zwischen Sprecher*in und Hörer*in gemeint. »Die Subalterne kann nicht sprechen«, das meint also, dass sogar dann, wenn die Subalterne eine Anstrengung bis zum Tode unternimmt, um zu sprechen, dass sie sogar dann nicht fähig ist, sich Gehör zu verschaffen – und Sprechen und Hören machen den Sprechakt erst vollständig.« (Spivak 2008a: 127)

Insoweit bedeutet die Aussage, dass ›die Subalternen nicht sprechen‹ können, dass diese, selbst wenn sie es versuchen, nicht *gehört* werden. Es geht Spivak also

weniger um eine vermeintliche »Sprachlosigkeit der Subalternen«, »sondern vielmehr darum, dass das Hören hegemonial strukturiert ist« (Castro Varela/Dhawan 2015: 198f.). Der Fokus richtet sich folglich auf das Hören bzw. die »politicsoflistening« (vgl. Dreher 2009; Bassel 2017). Eine solche Perspektive zielt dann weniger darauf, »den Marginalisierten eine Stimme zu verleihen, sondern darauf, die Anerkennungsnormen, Privilegien und Institutionen in Frage zu stellen, die regulieren, wer gehört, was gesagt und woran erinnert werden kann« (Thomas/Virchow 2019: 164, Herv.i.O.). In anderen Worten geht es darum, »die Strukturen und Praxen des hegemonialen Nicht-Hörens zu durchbrechen und sie zu überwinden« (ebd.). Sie rückt auch die Möglichkeit in den Blick, dass etwa das derzeitige marginalisierte Wissen um die Kolonialzeit gesellschaftstransformierende Resonanz in einer breiteren gesellschaftlichen Öffentlichkeit hervorrufen kann. Mit Spivak etwa kann der Fokus der Untersuchung auf die Leerstellen post-/kolonialer Erinnerungsdiskurse gelenkt werden (vgl. Rothberg 2013: 369).

Aus den in diesem Kapitel vorgestellten Ansätzen der Postcolonial Studies lassen sich zusammengefasst für die vorliegende Untersuchung folgende Analysestrategien ableiten:

- Unter dem Schlagwort der *Provinzialisierung* hegemonialen Wissens gilt es, insbesondere eurozentrische Narrative und Episteme als partikulare Ordnungen zu verorten und die zum Verstummen gebrachten Alternativen sichtbar zu machen.
- In Bezug auf das Konzept des *othering* wird der Fokus auf post-/koloniale Differenzkonstruktionen gelegt. Entscheidend ist dabei, dass nicht nur die stereotypen Konstruktionen der »Anderen«, sondern gerade auch Konstruktionen des »Eigenen«, also europäische Selbstentwürfe, analysiert und das gegenseitige Konstitutionsverhältnis fokussiert werden.
- Mit Bezug auf die Frage nach Un-/Möglichkeiten der Artikulation kritischer Gegen-Erinnerungen kann im Anschluss an Spivak der Fokus der Analyse auf den Zusammenhang von Sprechen und Hören in hegemonialen Öffentlichkeiten gerichtet werden. Dabei gilt es v.a. die »politics of listening« (Dreher 2009) herauszuarbeiten, also zu fragen, welche Stimmen im medialen Diskurs (nicht) *gehört* werden und (keine) Resonanz erfahren.

Grundsätzlich gilt es, auch, wenn der Fokus auf der Ebene der medialen Repräsentation liegt, multiple gesellschaftliche Ungleichheitskategorien und ihre materiellen Bedingungen, v.a. ökonomische Abhängigkeiten, aber auch geopolitische globale Machtverhältnisse in der Analyse zu reflektieren.

2.3 »Deutschland postkolonial?« Forscherische Ansätze und Debatten

Postkoloniale Vertreter*innen betonen, dass die Kolonialisierung nicht nur in den ehemaligen Kolonien, sondern auch in den europäischen Metropolen tiefe Spuren hinterlassen hat (vgl. Bhabha 1990; Cooper/Stoler 1997; Conrad/Randeria 2002b). Diese sind heute ebenso als *post-/koloniale* Gesellschaften zu betrachten, wenngleich die Perspektiven auf die koloniale Vergangenheit divergieren. Ein solches Bewusstsein scheint jedoch sehr unterschiedlich ausgeprägt, obwohl sich auf europäischer Ebene auch Parallelen postkolonialer Debatten zeigen, die sich teils verschränken. Während in anderen europäischen metropolitanen Gesellschaften Diskurse um Kolonialismus im Zuge der Dekolonialisierung in den 1960er- und 1970er-Jahren geführt wurden, wird die Frage nach der Bedeutung des Kolonialismus im spezifischen Kontext der Bundesrepublik erst seit jüngerer Zeit stärker behandelt; sie hat in den letzten Jahren in verschiedenen Disziplinen zu neuen Perspektiven und (Selbst-)Verständigungsprozessen geführt (vgl. Bechhaus-Gerst/Zeller 2018a; Reuter/Karentzos 2012; Reuter/Villa 2010; Wienand/Brandes 2016; Steyerl/Gutiérrez Rodríguez/Kien 2003).¹¹ Dies erfordert eine Einordnung der vorliegenden Untersuchung innerhalb eines wachsenden interdisziplinären Forschungsfeldes, welches sich unter der Überschrift »Deutschland postkolonial?« skizzieren lässt. Darin verschränken sich wissenschaftliche und künstlerisch-aktivistische Perspektiven. Das Fragezeichen steht dabei für den aktuellen Stand der postkolonialen Debatten in Deutschland, in denen weiterhin über die Bedeutung der kolonialen Erfahrung bzw. des Postkolonialen im nationalen oder auch in verschiedenen lokalen Kontexten gestritten wird (vgl. Bechhaus-Gerst/Zeller 2018b: 15f.; Wienand/Brandes 2016: 9). In Kapitel 2.3.1 widme ich mich zunächst der historischen Kolonialismusforschung, die auch in gegenwärtigen öffentlichen Auseinandersetzungen um den Ovaherero- und Nama-Genozid eine hohe Deutungsmacht besitzt. In Abschnitt 2.3.2 gehe ich näher auf die These einer »kolonialen Amnesie« ein, welche im Feld kontrovers diskutiert wird. Daran anschließend diskutiere ich in Abschnitt 2.3.3 das Verhältnis von Erinnerungen an Holocaust und Kolonialismus im spezifisch bundesdeutschen Kontext.

11 In lokalen Kontexten wird schon lange Zeit u.a. für die Umbenennung von Straßennamengekämpft. Meist werden diese Forderungen von zivilgesellschaftlichen, postkolonialen Initiativen verfolgt – jedoch nur mit geringerem Interesse aus Politik und Öffentlichkeit (vgl. Bechhaus-Gerst/Zeller 2018b: 15).

2.3.1 Zögerliche Rezeption: Postkoloniale Studien im bundesdeutschen Kontext

Im Zuge einer »nachholenden Entwicklung« (Reuter/Karentzos 2012: 10) sind seit Ende der 1990er-Jahre verstärkt Ansätze der angloamerikanischen Postcolonial Studies in der deutschsprachigen Forschung aufgegriffen worden.¹² Dabei wurden sie anfangs aber selten auf den spezifisch deutschen Kontext bezogen und galten als »nur bedingt applizierbar« (Wienand/Brandes 2016: 10). Diese zögerliche Rezeptionshaltung scheint symptomatisch für den wissenschaftlichen Umgang mit dem Kolonialismus im (west-)deutschen Kontext.

Die Annahme, dass die Kolonialzeit für die deutsche Geschichte wenig bedeutsam sei, war v.a. im Bereich der Geschichtswissenschaft weit verbreitet. Kolonialgeschichte wurde lange randständig betrachtet und galt als ein ›Problem‹ der anderenehemaligen europäischen Kolonialmächte (vgl. Eckert/Wirz 2002). Angeregt durch Impulse der Postcolonial Studies und neue globalgeschichtliche Ansätze hat ein Paradigmenwechsel in der Forschung Ende der 1990er-Jahre jedoch zu der Einsicht geführt, dass weder die Dauer der formalen Kolonialherrschaft noch die Größe der besetzten Gebiete etwas über die Intensität der kolonialen Erfahrung und ihrer Nachwirkungen aussagt. Anerkennend wird auch in den Kulturwissenschaften festgestellt, dass führende Historiker wie etwa Sebastian Conrad »die eigene Disziplin gegen den Strich gelesen und postkoloniale Kritik nicht nur als periphere Intervention interpretiert, sondern daraus auch den Schluss gezogen [haben], den deutschen Kolonialismus intensiver zu untersuchen und die Konsequenzen dieser Herrschaft sowohl auf die kolonialisierte Bevölkerung als auch die Kolonialgesellschaft offenzulegen« (Dietrich 2007: 7ff.).

Insbesondere Conrad verweist auf globale Verflechtungen der europäischen Expansion und betont: »Die Geschichte des deutschen Kolonialismus war mehr als nur die Geschichte der ›Schutzgebiete‹« (Conrad 2012: 16). Entsprechend plädieren insbesondere neuere Darstellungen zur deutschen Kolonialgeschichte für einen sowohl *zeitlich* als auch *territorial* weniger eingrenzenden Zugriff, über den die Bedeutung des Kolonialismus auch für die nationale Geschichte behauptet werden und ›die deutsche Kolonialgeschichte‹ aus ihrer Randständigkeit herausgeholt werden kann (vgl. Speitkamp 2014: 10ff.). Aus postkolonialer Perspektive umfasst die Kolonialgeschichte somit auch die »Geschichte der Erinnerung an Kolonialherrschaft, die Geschichte der Kämpfe um Deutungen und Bewertungen kolonialer Erfahrung« (ebd.: 12). Mit Blick auf die neuerliche Konjunktur der historischen Kolonialismusforschung lässt sich zusammengefasst ein Perspektivwechsel dahingehend

12 Hiervon zeugt die wachsende Anzahl an deutschsprachigen Einführungen und Handbüchern zu den Postcolonial Studies (vgl. Castro Varela/Dhawan 2015; Conrad/Randeria 2002a; Kerner 2012; Reuter/Karentzos 2012; Reuter/Villa 2010; Struve 2012).

ausmachen, dass der kolonialen Epoche, entgegen der lange dominanten Beteuerungen der ›Sekundärrolle‹ des deutschen Kolonialismus, eine neue kultur- und globalgeschichtliche Relevanz zugeschrieben wird. Eine wichtige Erkenntnis liegt darin, dass Kolonialismus als ein weltumspannendes ›Projekt‹ betrachtet wird, welches keine Region unberührt gelassen hat. Castro Varela und Dhawan stellen fest: »Aus diesem Grunde weisen nicht nur Deutschland und das heutige Namibia eine koloniale Beziehung auf, koloniale Diskurse und Praktiken haben auch in Ländern, die nie direkt kolonisiert wurden tiefe Spuren hinterlassen« (Castro Varela/Dhawan 2015: 21). In dieser Hinsicht argumentieren auch Andreas Eckert und Albert Wirz, dass insbesondere »Deutschland mit und ohne seine Kolonien eng mit diesem Projekt verbunden war und daß die Auswirkungen der kolonialen Erfahrung weit über 1918 hinaus Kultur und Gesellschaft beeinflussten« (Eckert/Wirz 2002: 374).¹³

Cultural turn: Untersuchungen zum diskursiven Nachleben des Kolonialismus

Im Zuge des *cultural turn* (Bachmann-Medick 2018) wurde die bisherige Zuständigkeit der Geschichtswissenschaften für die wissenschaftliche Aufarbeitung der Kolonialgeschichte« (Dietrich 2007: 12) von interdisziplinären und v.a. kulturwissenschaftlich ausgerichteten Ansätzen abgelöst. Diese nahmen v.a. die Ebene der (medialen) Repräsentation in den Blick und sind in den letzten Jahren unter dem ›Label‹ der Postcolonial Studies sichtbar(er) geworden. Wichtige Impulse für solche kulturorientierten Auseinandersetzung mit der post-/kolonialen Situation im deutschen Kontext kamen aus dem Bereich der US-amerikanischen *Postcolonial German Studies* (vgl. ebd.).¹⁴ Als eine der frühen einflussreichen Arbeiten zählt die Untersuchung der Germanistin Susanne Zantop (1997). Im Mittelpunkt stehen hier Kolonialfantasien, jenes »latente, diffuse Kolonialstreben« (ebd.: 10), welches – wie die Untersuchung zeigt – schon lange vor dem Beginn der offiziellen deutschen Kolonialpolitik eine zunehmend wichtige Rolle spielte. Zantop versteht

13 Kritisch zu betrachten sind dagegen historiografische Darstellungen, welche bspw. die »Alternativlosigkeit imperialistischer Welterschließung« sehen (Wehler zit.n. Kaltmeier 2012: 204). Auch die populärwissenschaftlichen Darstellungen von Walter Nuhn, *Sturm über Südwest* 1989 sowie *Feind überall. Der Große Nama-Aufstand (Hottentottenaufstand)* (2000) sind kritisch einzuordnen. Dies gilt ebenso für die Darstellungen von Horst Gründer in seinem seit 1985 in vielen Auflagen erschienenen Lehrbuch *Geschichte der deutschen Kolonien* 2004 und den ZDF-Dokumentarfilm-Dreiteiler von Horst Gründer und Gisela Graichen mit dem Titel *Deutsche Kolonien: Traum und Trauma* (2005) (vgl. zur Kritik Bürger 2017: 241ff.). Ein ähnlicher Befund ergibt sich mit Blick auf aktuellere Dokumentationen, wie den von Guido Knopp für das ZDF produzierten Dreiteiler *Das Weltreich der Deutschen* (2010).

14 Hiermit werden interdisziplinäre Studien bezeichnet, die sich mit dem deutschen Kolonialismus bzw. der deutschen Beteiligung am ›Projekt‹ des Kolonialismus und seinen Nachwirkungen auf kritische Art und Weise beschäftigen, um aus ihrer Sicht überholte *master narratives*, Vorstellungen und Kategorisierungen infrage zu stellen und ggf. umzuschreiben.

Fantasien als »Bindeglied zwischen Individuum und Kollektiv, individuellem und politischem Unbewußten einer Gesellschaft« (ebd.: 13). Fantasien spielen eine entscheidende Rolle bei der Herausbildung einer nationalen Identität, die auf der Illusion einer »Familie« basiert. Ihre Untersuchung liefert somit eine Übertragung von Sais Orientalismus-These auf den deutschen Kolonialismus.¹⁵ Diese Perspektive erweiternd, betont Zantop die Kategorien Geschlecht und Sexualität in den Kolonialfantasien. Viele der nachfolgenden Untersuchungen bauen auf Zantops Arbeit auf, die bereits zentrale Stoßrichtungen vorgibt, aber auch manche Aspekte ausblendet.

Zu nennen sind hier der breit rezipierte Sammelband *The Imperialist Imagination* (1998), den Susanne Zantop gemeinsam mit Sara Friedrichsmeyer und Sara Lennox herausgegeben hat, sowie der von Birthe Kundrus herausgegebene Band *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus* (2003b) und *German Colonialism and National Identity* (2011) von Michel Perraudin und Jürgen Zimmerer. Deutlich wird an diesen Anthologien, dass Untersuchungen zu Repräsentationen kolonialisierter Subjekte und kolonialrassistischer Sprache und Bilder v.a. in der Literatur noch immer einen deutlichen Schwerpunkt postkolonialer Studien bilden (vgl. Albrecht 2008; Götsche 2013; Gutjahr/Hermes/Kundrus 2011). Der Fokus auf Literatur wird damit begründet, dass diese um 1900 als »Leitmedium« (Brehl 2007: 19) galt. Wie populär das Thema Kolonialismus um 1900 und insbesondere der Genozid gewesen ist, zeigen aber etwa auch Untersuchungen zu kolonialen Bildpostkarten, einem damaligen Massenmedium, auf welchem sich vielfach Motive aus dem Kolonialkrieg – u.a. Szenen aus den Konzentrationslagern – in SWA fanden (vgl. Axster 2014; Jäger 2006).

Stärker untersucht wurde v.a. auch das diskursive Nachleben kolonialer Diskurse im Bereich von Film und Fernsehen oder allgemeiner: der visuellen Kultur (vgl. Langbehn 2010). Mit Blick auf die populären sog. »Afrika-Filme«, die nach 1933 entstanden und den deutschen Kolonialismus wiederbelebten, spricht etwa Alain Patrice Nganang vom »kolonialen Sehnsuchtsfilm« und stellt fest: »Im Grunde geht es im deutschen Film der NS-Zeit über »Afrika«, wie überhaupt in allen deutschen Filmen, die sich nach 1919 »Afrika« widmen, darum zu beweisen, dass Deutschland kolonialisieren kann, wobei die NS-Filme besonders betonen, dass Deutschland dies besser könne als England« (Nganang 2006: 142). Filmwissenschaftliche Studien haben auch gezeigt, wie koloniale Fantasiewelten aktuell, insbesondere auch in neuen Fernsehproduktionen v.a. der öffentlich-rechtlichen Sender, »reenacted« werden (vgl. Annuß 2011; Neuser 2008; Struck 2010b; Struck 2013).

Deutlich wird anhand dieser Studien, dass die Kolonialgeschichte nicht gänzlich »vergessen«, sondern auf ambivalente Weise erinnert und dabei vielfach auch

15 Als eine der wichtigen frühen Arbeiten gilt auch Nina Bermans *Kolonialismus, Orientalismus, Moderne* (1997).

kolonial-nostalgisch verklärt worden ist. Aufwendige Fernsehproduktionen wie bspw. *Die Wüstenrose* (ZDF 2000), *Momella – Eine Farm in Afrika* (ZDF 2007) oder *Afrika, mon amour* (ZDF 2007), die auch als ›Afrika-Heimatfilme‹ (Neuser 2009) charakterisiert werden können, zeugen Wolfgang Struck zufolge von »der Ratlosigkeit, mit der die deutsche Populärkultur auf die einstige Existenz deutscher Kolonien reagiert. Es ist allerdings eine militante Ratlosigkeit, eher die Weigerung im Zeitalter der Postkolonialität anzukommen« (Struck 2010a: 304). Verschiedenen Phasen und Medien der gesellschaftlichen Erinnerung an die Kolonialzeit seit 1919 in Öffentlichkeiten in Deutschland widmet sich in jüngerer Zeit Britta Schilling in ihrer Untersuchung *Postcolonial Germany* (2014).¹⁶

Wie dieser kursorische Überblick bestehender forschersicher Ansätze zeigt, hat sich – während sich bisherige (sozialwissenschaftliche) Untersuchungen vor allem auf den wirtschafts- und gesellschaftshistorischen sowie außenpolitischen Kontext deutscher Kolonialherrschaft konzentrierten – mit den Cultural und den Postcolonial Studies »eine überwiegend interdisziplinäre, rassismuskritische und gendersensible Ausrichtung« (Dietrich 2007: 12) durchgesetzt. Das Erkenntnisinteresse dieser neueren Untersuchungen richtet sich somit auf die *kulturelle* Ebene: Sie fokussieren auf ›das Imaginäre‹ des Kolonialismus bzw. die ›kolonialen Fantasien‹ und v.a. die medialen Repräsentationen; insbesondere stellen sie dabei die Auswirkungen des Kolonialismus auf die Metropole heraus. Die Debatten kreisten hierzulande jedoch lange darum, überhaupt anzuerkennen, dass Kolonialismus »auch eine deutsche Vergangenheit« (Köfller 2005) umfasst und tief in Kultur und Gesellschaft der Bundesrepublik eingeschrieben ist. Der Fokus richtet sich verstärkt auf die (nicht immer sichtbaren) Spuren des Kolonialismus in der metropolitenen Gegenwart.

2.3.2 Interdisziplinäre Studien zum Ovaherero- und Nama-Genozid

In diesem Kapitel werde ich mich nun Studien zum Ovaherero- und Nama-Genozid widmen. An der Vielzahl der wissenschaftlichen Veröffentlichungen zeigt sich nicht nur das große wachsende Interesse verschiedenster Disziplinen an einer Auseinandersetzung mit der Geschichte des Genozids und seinen Folgen, sondern auch die Komplexität des umkämpften Untersuchungsgegenstands. Diese erfordert eine kritische und interdisziplinäre Herangehensweise. Wie die vorliegende

16 In den Untersuchungen von Albrecht und Schilling – auf die ich weiter unten im Zusammenhang mit Diskussionen um die These einer »kolonialen Amnesie« zurückkommen werde (vgl. Kapitel 2.3.3) – geht es jedoch allgemeiner um Erinnerungen an die deutsche Kolonialvergangenheit und nicht speziell um den Ovaherero- und Nama-Genozid und seine (materiellen) Folgen in der Gegenwart, auch wenn dieser als ein zentrales Ereignis der deutschen Kolonialgeschichte vereinzelt Erwähnung findet.

Untersuchung noch zeigen wird, setzt die journalistische Berichterstattung über den Ovaherero- und Nama-Genozid selbst vielfach auf Quellen aus dem kolonialen Archiv und auf etablierte geschichtswissenschaftliche Befunde. Aus diesem Grund gilt es im Folgenden, die historiografische Forschung, die selbst ein umkämpftes Feld darstellt, näher zu betrachten und einzuordnen.

Umkämpfte Forschungen zu den Kriegen und dem Genozid in SWA

Die historiografische Forschung zu den Kriegen und dem Genozid in SWA blickt ihrerseits auf eine bewegte Geschichte zurück. Als bahnbrechende Arbeiten gelten die frühen Studien von Horst Drechsler (1966) und Helmut Bley (1968). Beide Untersuchungen, die in unterschiedlichen Kontexten in der DDR und BRD erfolgten, standen in den 1960er-Jahren in Konkurrenz zur bisherigen »kolonialismusaaffinen« Geschichtsschreibung und zu populärwissenschaftlichen Darstellungen, die »von der Gleichzeitigkeit verschiedener Wissensformationen zeugen« (Bürger 2017: 31). Vor allem der Monografie des DDR-Historikers Drechsler, der als Erster die Akten des Reichskolonialamtes auswertete und als »Erfinder der kolonialen Genozidthese« (ebd.) gilt, kommt in aktuellen Auseinandersetzungen eine zentrale Rolle zu. Seine Arbeit *Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf der Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus (1884-1915)* bildet heute ein Standardwerk in der Forschung zum Genozid im kolonialen Namibia, sie ist aber gleichzeitig auch Ausgangspunkt vielfältiger historiografischer und öffentlicher Kontroversen. Seit den 1990er-Jahren übernahmen zunehmend bundesdeutsche Autor*innen die Thesen von Drechsler und Bley; ihre Befunde sind in jüngerer Zeit jedoch von einzelnen Historiker*innen – etwa hinsichtlich der Bewertung der Konzentrationslager – relativiert und die Einordnung der Verbrechen als Genozid in der Öffentlichkeit teils stark angezweifelt worden.

An dieser Stelle werde ich nur schlaglichtartig auf die verschiedenen Beiträge verweisen, um das interdisziplinäre Forschungsfeld zu umreißen.¹⁷ Ein besonderes Interesse richtet sich im Rahmen der Fragestellung dieser Arbeit auf die erinnerungskulturelle Dimension des Genozids. Die Untersuchungen von Jan-Bart Gewald (1998), Gesine Krüger (1999) und Larissa Förster (2010) haben dargelegt, dass die Kriege nicht einfach »vergessen« worden sind, sondern sich vielfältige lebendige

17 Einen detaillierten Überblick zu den mittlerweile kaum mehr zu überschauenden Forschungen speziell zum Genozid an den Ovaherero und Nama bietet ausführlich Brehl 2007: 19ff. Als einschlägig sind hier die geschichtswissenschaftlichen Untersuchungen von Jon M. Bridgman (1981), Jan-Bart Gewald (1998), Gesine Krüger (1999) und Jürgen Zimmerer (2001) zu nennen. Einführende Beiträge zu verschiedenen Aspekten des Genozids finden sich bei Zimmerer/Zeller (2014a). Zur Gesamtdarstellung der Geschichte der ehemaligen Kolonie »Deutsch-Südwestafrika« vgl. Kaulich 2003. Eine neuere Darstellung der Geschichte des Genozids an den Ovaherero bietet etwa Häußler (2018). Verbindungen zwischen dem Genozid in SWA und Verbrechen im Nationalsozialismus betont insbesondere Zimmerer (2011).

post-/koloniale Erinnerungskulturen herausgebildet haben. Dabei sind insbesondere die oralen Erinnerungskulturen aufseiten der Ovaherero und Nama aber erst später zur Kenntnis genommen worden. Relevant ist an dieser Stelle ein Hinweis auf das post-/koloniale Quellenproblem, auf das die Historikerin Gesine Krüger (1999) bereits früh im Forschungsfeld hingewiesen hat:

»Es ist in der akademischen Geschichtsschreibung schwierig, die mündlichen Überlieferungen über den Krieg und die Erfahrungen der Nachkriegszeit angemessen zu würdigen. Entgegen der in der Literatur verbreiteten Bilder des Schweigens und der Verdrängung des Krieges durch die Herero existiert im Gegenteil ein weit verbreitetes Geschichtsbewußtsein, das in den Auseinandersetzungen mit der Verwaltung immer wieder deutlich wurde in den Festen als Bestandteil der Erinnerungskultur seinen Ausdruck findet. Die Feste thematisieren den Krieg und die Flucht, die im kollektiven Gedächtnis und in den Familiengeschichten immer noch lebendig sind.« (Krüger 1999: 303)

Krüger macht hier deutlich, dass auch in der akademischen Geschichtsschreibung zum Genozid in Namibia ›blinde Flecken‹ der Forschung zur verzerrten Darstellung der post-/kolonialen Erinnerungskulturen der Ovaherero geführt haben, denen ein fehlendes Geschichtsbewusstsein im Sinne einer fehlenden Erinnerung zugeschrieben wurde, da mündliche Erzählungen ebenso wie Lieder und Performances entweder gänzlich ignoriert oder nicht als ausgeprägte Erinnerungskultur gewertet wurden. »Der Übergang von einer *mémoire* zur *histoire*, so könnte Halbwachs argumentiert haben, hat noch nicht stattgefunden« (ebd.). Angesichts dieser Problematik stellt auch Susanne Kuß noch in jüngerer Zeit kritisch fest, dass sich die gegenwärtige Forschung »meist nur auf Quellen der einstigen Kolonialherren« (Kuß 2018: 217f.) stütze, da zum einen nur wenige schriftliche Quellen speziell aus ›afrikanischen‹ Archiven zur Verfügung stünden und zum anderen »die Akzeptanz des afrikanischen mündlichen Archivs bestehend aus Erzählungen, Tänzen und Theaterstücken in Europa nach wie vor gering« (ebd.) sei. Daraus ergibt sich die kritische Feststellung, dass die europäischen Metropolen und Akademien noch immer »über das Monopol [verfügen], die von ihnen in der Kolonialzeit selbst produzierten Quellen auszuwerten und ihre Version der Geschichte zu schreiben« (ebd.).

Zur ›geteilten‹ Erinnerung an die Kriege und den Genozid sowie die »postkolonialen Erinnerungslandschaften« in Namibia hat Larissa Förster (2010) intensiv geforscht und dabei Erinnerungsorte, -rituale und Narrative deutschsprachiger und hererosprachiger Namibier*innen untersucht. In ihrer ethnografischen Studie legt sie etwa dar, dass die von ihr interviewten hererosprachigen Gesprächspartner*innen überwiegend von den Ereignissen als »Krieg der Herero und der Deutschen« bzw. als »Krieg der Herero mit den Deutschen« (in Otjiherero: »ovita yovaherero novandoitji«, vgl. Förster 2010: 123f.) sprachen. Mitunter wurde der Krieg durch die Jahreszahl 1904 gekennzeichnet, also als »Krieg von Nullvier« (»odjembo nul

vier«, die Nummernfolge »nul vier« entstammt Förster zufolge dabei entweder aus dem Deutschen oder aus dem Afrikaans, vgl. ebd.). Bereits Kirsten Alnaes (1989) hat gezeigt, dass der Begriff *ovita* allgemein gebräuchlich ist, während Begriffe wie »Aufstand«, »Revolte« oder »Rebellion« von hererosprachigen Gesprächspartner*innen nicht verwendet wurden. Daraus hat sie gefolgert, dass es sich bei den Kämpfen zwischen der deutschen Kolonialarmee und den Ovaherero in der Wahrnehmung der (ehemals) Kolonialisierten weder um einen »Aufstand« noch um eine »Befreiungsbewegung« gehandelt habe, sondern um eine kriegerische Auseinandersetzung »zwischen zwei gleichen, gegnerischen (Streit-)Kräften« (Alnaes 1989: 295).

Das ambivalente Verhältnis der verschiedenen Erinnerungsgemeinschaften wird in dem Katalog zur Ausstellung *Namibia – Deutschland. Eine geteilte Geschichte* (2004/2005) deutlich herausgestellt: »Namibier, Deutsche oder Namibia-Deutsche, ehemalige Opfer und Täter*innen, ehemalige Kolonialisierte und Kolonialisator*innen, Befreiungskämpfer*innen und Siedler*innen teilen historische Erfahrungen einerseits im Sinne einer *shared history*, einer verbindenden Geschichte, andererseits im Sinne einer trennenden Erfahrung« (Förster/Henrichsen/Bollig 2004: 19, Herv.i.O.). Von einer »geteilten« Geschichte kann somit im vorliegenden Untersuchungskontext in doppelter Hinsicht die Rede sein: Zum einen verbindet die koloniale Vergangenheit die Gesellschaften der Bundesrepublik und Namibia sowie der Diaspora bis heute auf vielfältige Weise und weist zahlreiche gemeinsame Bezugspunkte auf; zum anderen trennt sie Erinnerungsgemeinschaften aufgrund der ungelösten Konflikte bis in die politische und gesellschaftliche Gegenwart.

Nachwirkungen des Genozids aus sozial- und politikwissenschaftlicher Perspektive

Die Nachwirkungen des Krieges und die Herausforderungen der nationalen Versöhnungspolitik im post-/kolonialen Namibia sind in jüngerer Zeit verstärkt in sozial- und politikwissenschaftlichen Arbeiten untersucht worden (vgl. Du Pisan/Kössler/Lindeke 2010; Melber 2015). Stärker auf die bilaterale deutsch-namibische Erinnerungspolitik im Zusammenhang mit dem Genozid an den Ovaherero und Nama fokussieren die zahlreichen Untersuchungen von Henning Melber und Reinhart Kößler (u.a. Melber 2005; Kößler 2015; Kößler/Melber 2017).¹⁸ Den

18 Eine Auflistung der zahlreichen einzelnen und gemeinsamen Veröffentlichungen von Melber und Kößler zum Thema findet sich in Kößler/Melber 2017: 163ff. An verschiedenen Stellen gehen die Autoren exemplarisch auch auf die Berichterstattung ein. Anhand zahlreicher Beiträge illustrieren sie vor allem die widerstrebende Haltung der Bundesregierung und machen Widersprüche in Stellungnahmen verschiedener Vertreter*innen sichtbar. Besondere Aufmerksamkeit haben sie einer Analyse des eingangs bereits erwähnten *Spiegel*-Artikels Ge-

Anerkennungskampf der Ovaherero und Nama vor dem Hintergrund der ›neuen internationalen Morak‹ untersucht Dominik Schaller (2011). Speziell der Frage der Entschädigung widmet sich David Bargueño (2012). Aus politikwissenschaftlicher Perspektive beschäftigen sich Stefan Engert (2015) sowie Ulrich Roos und Timo Seidl (2015) mit Fragen der politischen Schuld und der bundesdeutschen Namibia-Politik. Mit der staatlichen post-/kolonialen Erinnerungspolitik und der Genozid-Entschädigungs-Bewegung in Namibia befassen sich etwa Beiträge von Ellie Hamrick und Haley Duschinski (2017). Speziell zu hererosprachigen Aktivist*innen in den USA hat Elise Pape (2017) geforscht und vor Ort zahlreiche Interviews geführt. Detaillierte Untersuchungen zur juristischen Dimension und den technischen Details der Klagen der Ovaherero liefern u.a. Sidney L. Harring (2002), David Anderson (2005), Stefan Eicker (2009) und Jeremy Sarkin (2009). Die laufenden Klageversuche und deutsch-namibischen Verhandlungen werden auch von kritischen Völkerrechtler*innen in Deutschland aufmerksam verfolgt und in aktuellen Blog-Beiträgen intensiv diskutiert (vgl. v.a. Buser 2017; ebenso Pichl 2015; Stephan 2018; Jaspert 2019). Zahlreiche weitere Einzelbeiträge zu verschiedenen Aspekten der Geschichte und zu gegenwärtigen Auseinandersetzungen um den Genozid in Namibia finden sich darüber hinaus in verschiedenen Ausgaben der Zeitschriften *Peripherie*, *Afrika Süd* sowie *Aus Politik und Zeitgeschichte* (vgl. Antretter 2016).¹⁹

Zumindest verwiesen sei an dieser Stelle auf künstlerische Auseinandersetzungen mit dem Genozid an den Ovaherero und Nama und seinen Folgen, die in der wissenschaftlichen Forschungsdebatte meist übersehen werden. Genannt sei hier insbesondere das künstlerische Forschungsprojekt *Die Teilung der Erde* von Dierk Schmidt und die dazugehörige Publikation (vgl. Arndt et al. 2010). Größere Aufmerksamkeit hat die Video-Installation *Black Box/Chambre Noir* des bekannten südafrikanischen Künstlers William Kentridge erhalten, die er 2005 für die Guggenheim Foundation entwickelt hat (vgl. Baer 2017: 99ff.; Buikema 2016; Jong 2018).

In die wissenschaftliche und öffentliche Debatte mischen sich mitunter auch extreme Positionen ein, die es hier kritisch einzuordnen gilt. Eine rechtsextreme Position vertritt insbesondere der in Südafrika lebende Claus Nordbruch (2002), der sich als Publizist aktiv in öffentliche Debatten um den Genozid eingemischt hat (vgl. Kößler 2015: 115; Kößler/Melber 2017: 38, FN 34). Umstritten sind etwa auch die Thesen der Historikerin und einstigen Leiterin des *National Archives in Windhoek*, Brigitte Lau (1989), welche die Bewertung der Ereignisse nach 1904 und

wisse Ungewissheiten von Bartholomäus Grill geschenkt (vgl. Kößler/Melber 2017: 96ff., siehe dazu ausführlicher meine Diskussion in Kapitel 7.4.6).

19 Eine Dokumentation von bisherigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen zum Genozid in SWA findet sich auch auf der Webseite des Kampagnenbündnisses *Völkermord verjährt nicht*, URL: <https://genocide-namibia.net/wissenschaftliche-literatur/#page-content> (letzter Abruf am 29.1.2021).

v.a. die hohen Opferzahlen aufseiten der Ovaherero infrage gestellt hat. In jüngerer Zeit hat vor allem der namibische Farmer Hinrich Schneider-Waterberg (2012) – der sich wiederum auf die Arbeit von Lau bezieht – kolonialrevisionistischen Beiträge publiziert, und im *Spiegel* eine öffentlich-mediale Bühne für seine Thesen bekommen (vgl. Kößler 2015: 122ff.; Kößler/Melber 2017: 22). Im Gegensatz zur Einschätzung von Brehl ist eine Diskussion folglich keinesfalls überflüssig, sondern (wieder) hochaktuell (2007: 24). Diese Feststellung gilt selbst dann, wenn u.a. Gesine Krüger (1999: 62ff.) die Einwände, die vornehmlich mit kolonialrevisionistischen Darstellungen gegen die Deutung der Verbrechen als Genozid argumentieren, bereits in ihrer frühen Studie eingehend diskutiert und überzeugend widerlegt hat. Und auch, wenn die Bundesregierung mittlerweile in diesem Zusammenhang offiziell von Genozid spricht, sind die erinnerungskulturellen Deutungskämpfe auch im wissenschaftlichen Feld noch lange nicht beendet. Insgesamt zeigt sich, dass die historiografische Beschäftigung mit dem post-/kolonialen Namibia und insbesondere mit dem Genozid an den Ovaherero und Nama seit jeher selbst ein politisch umkämpftes Feld ist. Diese Umkämpftheit hat in jüngerer Zeit die Historikerin Christiane Bürger nachgezeichnet. Inspiriert von postkolonialen Studien untersucht sie auf einer Metaebene die Geschichtsschreibung als Ort dynamischer historiografischer Wissensproduktion in der DDR und BRD, welche durch die »Zirkulation von wissenschaftlichem und nicht-wissenschaftlichem Wissen« (Bürger 2017: 26) geprägt ist. Sie kann dabei inhaltlich und methodisch an literaturwissenschaftliche Arbeiten anknüpfen, die sich bereits mit zeitgenössischen Diskursen der Kolonialzeit und des Genozids in SWA befasst und dominante post-/koloniale Wissensordnungen und Repräsentationsmuster herausgearbeitet haben.

Studien zu medialen Repräsentationen des Genozids

Ein besonderes Interesse der vorliegenden Untersuchung richtet sich auf die Ebene der medialen Repräsentation des Genozids, wie sie vor allem im Bereich der Literaturwissenschaft untersucht worden ist.²⁰ In diesem Feld finden sich mittlerweile mehrere Studien, die sich spezieller mit literarischen Repräsentationen des Krieges in SWA und dem Genozid an den Ovaherero und Nama beschäftigen und dabei vor allem kolonial-rassistische Fremdkonstruktionen und damit verbunden den legitimatorischen Diskurs kolonialer Gewalt kritisch analysiert haben. Auch wenn sich diese Arbeiten – bis auf einzelne Ausnahmen – nicht dezidiert mit der *journalistischen* Berichterstattung beschäftigen bzw. sich ihr Erkenntnisinteresse zumindest

20 Zu nennen sind hier insbesondere die einschlägigen Untersuchungen von Medardus Brehl (2007), Monika Albrecht (2008) und Stefan Hermes (2009). Verwiesen sei hier auch auf die literaturwissenschaftliche Untersuchung *Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika* von Jörg Wassink (2004).

nicht primär auf Pressediskurse richtet, bieten sie Erklärungsansätze für die jahrzehntelange Marginalisierung und die aktuelle Aufmerksamkeit des Themas und machen dabei v.a. Erzähltraditionen sowie Deutungsmuster sichtbar.

In seinen Untersuchungen hat insbesondere Medardus Brehl überzeugend dargestellt, dass es sich bei dem Genozid an den Ovaherero und Nama zur damaligen Zeit um ein öffentliches »Diskursereignis« gehandelt hat (vgl. Brehl 2007: 101ff.; Brehl 2014). Bemerkenswert ist als Erklärung für die besondere Bedeutung, dass speziell der »Herero-Aufstand« – so argumentiert Brehl (2007: 103) – »ein Ereignis im Sinne der Diskurstheorie war, während die anschließenden Kriege eher als Folgeerscheinungen dieses Ereignisses interpretiert und vornehmlich im Kontext dieses Ereignisses erklärt beziehungsweise gedeutet wurden«. Wie Brehl gezeigt hat, erschien in den Jahren ab 1904 neben Berichten in der allgemeinen Tagespresse und den kolonialen Zeitschriften »eine Flut von Publikationen unterschiedlicher Textsorten, die dieses vorgängige Ereignis thematisierten und sich mit den Motivationen, den sozialen und politischen Rahmenbedingungen, den Einbindungen und Konsequenzen auseinandersetzen« (ebd.). Darunter fanden sich Berichte von »Augenzeug*innen«, Drucksachen des Reichstags, offizielle Verlautbarungen und (populär-)historiografische Darstellungen, Memoiren und Tagebücher von Ansiedler*innen und Feldzugsteilnehmer*innen, Editionen von Feldpostbriefen, belletristische Texte sowie Jugend- und Kinderbücher (vgl. ebd.: 104f.). Mit Bezug auf den umfangreichen Korpus an Prosa stellt Brehl fest, dass die heute zum großen Teil unbekannten Texte seinerzeit überaus populär waren und zum Teil innerhalb weniger Jahre zahlreiche Nachauflagen erlebten (vgl. ebd.: 107f.). Auch im Bereich der narrativen Genres setzte die Auseinandersetzung mit den Kolonialkriegen in SWA nahezu unmittelbar ein, die ersten Publikationen erschienen noch im Jahr 1904. Dabei fand eine Aufbereitung des Themas zunächst in Jugendbüchern statt (vgl. ebd.: 108ff.). Das prominenteste Beispiel in diesem Kontext ist Gustav Frenssens 1906 erschienener, der »deutschen Jugend, die in Südwesafrika gefallen ist, zu ehrendem Gedächtnis« gewidmeter Roman *Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht* (vgl. Brehl 2007: 123ff.). Den zeitgenössischen Publikationen über den Krieg kommt eine besondere Relevanz zu:

»Denn einerseits bereiten diese Texte ein aus der Perspektive des Reiches in der vermeintlichen Peripherie stattfindendes Ereignis für das Zentrum auf. Andererseits lässt sich anhand der De-Konstruktion der in jenen Texten präsenten und wirksamen Diskurse und Wissensmuster die Folie eines sozio-kulturellen Wissens re-konstruieren, vor dem koloniale Gewalt als gerechtfertigt, die Vernichtung »eingeborener Völker« als legitim und notwendig erscheinen konnte.« (Brehl 2007: 72)

In der nach 1904 erschienenen Literatur über die Kolonialkriege in SWA wurde die koloniale Vernichtungspolitik somit »in einen historischen Sinnhorizont eingeordnet« (ebd.). Auch für den Bereich der belletristischen Publikationen ist Brehl

zufolge charakteristisch, dass ein Teil der Autor*innen in spezifischer Weise selbst in das koloniale Projekt involviert war (vgl. ebd.: 121f.). Wie er herausstellt, existiert jedoch »auch eine nicht geringe Anzahl von Texten zum ›Herero-Krieg‹, die nicht von Autoren mit kolonialem Hintergrund geschrieben und nicht im Kontext vornehmlich kolonialpolitischer Interessen publiziert und gelesen wurden« (ebd.: 122). Relevant ist aus diskurstheoretischer und wissenssoziologischer Perspektive der Befund, dass sich »Bild und Deutung der Ereignisse, wie sie in den auf ein kolonial-interessiertes Publikum zugeschnittenen Publikationen entworfen wurden, auch in breiteren Kreisen des wilhelminischen Bürgertums anschlussfähig waren« (ebd.). Brehl zufolge »stimmen die Schilderungen und Deutungen der Ereignisse der Jahre 1904 bis 1907 in Publikationen, die an eine breite bürgerliche Leserschicht gerichtet waren, mit denen in Texten genuin kolonialer Autoren [...] nicht allein in ihrer Thematik, sondern auch hinsichtlich der Struktur ihrer Argumentation weitestgehend überein« (ebd.: 122).

Freussens *Peter Moor* war mit Abstand der erfolgreichste Roman und sollte bis 1945 die gültige Erzählung über den Krieg gegen die Ovaherero bleiben. Für die literarische Rezeption des »Herero-Nama-Krieges« bildet der Erste Weltkrieg und der ›Verlust‹ der deutschen Kolonien Brehl zufolge eine Zäsur (vgl. ebd.: 135). Mit Blick auf die »Kolonialliteratur« bis 1945 stellt er fest, dass diese in den 1920er- und auch 1930er-Jahren zwar eine ausgesprochene Konjunktur erlebte, dabei »jedoch Texte, die explizit und zentral die Ereignisse der Jahre 1904-1907 thematisieren – abgesehen von Nach- beziehungsweise Neuauflagen älterer Publikationen – eher die Ausnahme darstellen« (ebd.: 135). Für die Zeit nach 1945 konstatiert Brehl, dass »die Vernichtung der Herero und Nama zunächst in beiden deutschen Staaten für lange Zeit überhaupt kein Thema literarischer Texte noch geschichtswissenschaftlicher Forschungsarbeiten« (ebd.: 138) darstellte. Eine neuerliche literarische Auseinandersetzung habe erst gegen Mitte der 1960er-Jahre begonnen (vgl. ebd.: 139ff.). Zusammenfassend konkludiert Brehl, dass der größte Teil der literarischen Texte zum Krieg in SWA und dem Ovaherero- und Nama-Genozid unmittelbar in den Jahren 1904 bis 1915 erschienen ist; nach dem Ersten Weltkrieg trat das Thema – trotz einer Konjunktur der Kolonialliteratur in den 1920er- und 1930er-Jahren – in den Hintergrund. Literarische Texte, die sich kritisch mit der deutschen Kolonialpolitik und den Vernichtungsmaßnahmen gegen Ovaherero und Nama auseinandersetzen, erschienen Brehl zufolge überhaupt erst nach 1945 (vgl. ebd.: 142).

In seinen Analysen zeigt Brehl, dass in den damaligen literarischen Darstellungen des Krieges in SWA der Jahre 1904 bis 1907 »die absichtsvolle Vernichtung der Herero nicht ausgeblendet, sondern mit Argumenten legitimiert wurde, die auf Vorstellungen einer notwendigen Gesetzmäßigkeit des historischen Prozesses und eines Kampfes um die Etablierung und Bewahrung kollektiver deutscher Identität in einer Siedlungskolonie rekurrierten« (Brehl 2007: 143). Diese zwei zentralen Argumentationslinien zeigen sich in der damaligen Kolonialliteratur als »eng

miteinander verwoben, ja oftmals vollständig miteinander verschränkt« (ebd.). Die Studie verweist zudem darauf, dass den in der zeitgenössischen Kolonialliteratur geprägten Deutungsmustern »eine erstaunliche Stabilität zuzuschreiben ist, wie dies anhand ihrer Wirksamkeit bis in die Gegenwart deutlich wird, die nicht allein auf literarische Darstellungen des Kolonialkriegs beschränkt blieb« (ebd.: 222f.). Die Untersuchung macht anschaulich, inwiefern das »historische Wissen und das Geschichtsbild bezüglich der Kolonialkriege der Jahre 1904 bis 1907 und bezüglich der Vernichtung der Herero« (ebd.) eng verschränkt sind mit den zeitgenössischen literarischen Repräsentationen des Geschehens; dabei erweisen sich die literarischen Texte »vor dem Hintergrund eines – zum Teil bis heute noch – gültigen soziokulturellen Wissens und gültiger Narrative sowie durch den expliziten Rekurs auf dieses Wissen und diese Narrative« (ebd.) als glaubwürdig und anschlussfähig für gesellschaftliche Diskurse. Bezogen auf das enger gefasste Genre der Kolonialliteratur stellt Brehl fest, dass sich keine eindeutige disziplinäre Zuordnung der jeweiligen Urheber*innen treffen lässt:

»Viele der Autoren kolonialer Texte kamen als Offiziere oder Mitglieder der Schutztruppe, als Farmer, Siedler, Kaufleute oder Missionare, als Ingenieure oder Mitarbeiter der Kolonialverwaltung, als Kolonialgeographen, Sprachwissenschaftler oder Anthropologen selbst mittelbar oder unmittelbar aus einem kolonialen Milieu. Auffällig ist in diesem Zusammenhang zudem, daß viele ›Kolonialschriftsteller‹ zwar ausschließlich Texte mit kolonialer Thematik veröffentlichten, bestimmte Autoren jedoch parallel Texte zu verschiedenen Teilbereichen des kolonialen Diskurses beitrugen.« (Ebd.: 67)

Deutlich wird hieran, dass der koloniale Diskurs »keineswegs als ein geschlossenes oder gar hermetisches Bedeutungs- und Regelsystem zu begreifen ist«. Vielmehr sei er »auf vielfältige Weise mit anderen gesellschaftlich relevanten Diskursen und Wissenskontexten (u.a. der Medizin, Anthropologie, Klimatologie, Geografie, [Rassen-]Biologie, Ökonomie, Nationalpolitik, aber auch der Geschichtstheorie und Philosophie) verschränkt, wird von diesen Wissensdiskursen überhaupt erst produziert, schließt an sie an und wirkt auf sie zurück« (ebd.: 66). Angesichts der vielfältigen Verschränkungen stellt Brehl fest, dass sich »der koloniale Diskurs im allgemeinen und die Kolonialliteratur im speziellen [...] somit als prototypische und zudem offene Interdiskurse im Sinne Jürgen Links beschreiben« (ebd.: 71) lassen. Die Studie von Brehl bietet insbesondere aufgrund ihrer diskurstheoretischen und wissenssoziologischen Ausrichtung einen Ausgangspunkt für kritische post-/koloniale Diskursanalysen. Die Deutungs- und Sprachmuster in der zeitgenössischen Literatur, hier aufgezeigt werden, lassen sich gut auf die zeitgenössische Berichterstattung über den Krieg beziehen, wie ich im Folgenden näher betrachten werde.

Diskursanalysen der gegenwärtigen Presseberichterstattung

Michael Rolka stellt in seinem Forschungsüberblick fest, dass die Wahrnehmung und Bewertung des Krieges und Genozids in SWA in der damaligen Presseberichterstattung im Bereich der Geschichtswissenschaft – anders als die zeitgenössische Literatur – bisher nur wenig Aufmerksamkeit gefunden hat. In den bestehenden Untersuchungen zum Thema spielt die Presseberichterstattung entweder nur eine untergeordnete Rolle, oder die Analysen beschränkten sich auf spezifische Kolonialzeitschriften oder Satiremagazine (vgl. Rolka 2013: 7ff.).

Rolka hat speziell die damalige zeitgenössische Berichterstattung über den Krieg und Genozid in der deutschen Presse aus geschichtswissenschaftlicher, dabei aber explizit diskurstheoretisch ausgerichteter Perspektive in acht regionalen und überregionalen Zeitungen (*Germania*, *Freiburger Zeitung*, *Kölnische Volkszeitung*, *Leipziger Volkszeitung*, *Neue Preußische Zeitung*, *Norddeutsche Allgemeine Zeitung*, *Vorwärts*, *Vossische Zeitung*) untersucht. Im Fokus stehen dabei die Berichterstattung in den ersten Wochen nach Ausbruch des Krieges (vgl. ebd.: 20ff.) sowie die »Wahrnehmung der Herero in der täglichen Berichterstattung« (ebd.: 26ff.).

Christian Methfessel (2019) hat jüngst dargelegt, inwiefern koloniale Kriege in der zeitgenössischen Presse legitimiert worden sind. Aus imperial- und medienhistorischer Perspektive untersucht die Studie systematisch die Berichterstattung über Kolonialkriege und imperialistische Militärinterventionen in der britischen und deutschen Presse vor dem ersten Weltkrieg. Methfessel zeigt, dass Ereignisse in den Kolonien (wie bspw. der sog. »Boxerkrieg«) in den europäischen Metropolen als »Medienthema« präsent waren, politische Kontroversen auslösten und die öffentliche Wahrnehmung sowie Selbst- und Fremdbilder stark prägten. Seine Studie analysiert anhand von Zeitungsberichten sowohl Legitimation als auch Kritik an imperialen Militäreinsätzen in kontinentaleuropäischen Öffentlichkeiten und zeichnet ein »differenziertes Bild der medialen Wahrnehmung der imperialen Expansion« (Methfessel 2019: 16).

Post-/koloniale publizistische Kontroversen speziell in der Nachkriegszeit untersucht die Literaturwissenschaftlerin Monika Albrecht. Ziel ihrer Studie ist, anhand der Berichterstattung einen Einblick in den Stellenwert des kolonialen Themas in der Nachkriegszeit in sog. »seriösen Zeitschriften« zu bieten (vgl. Albrecht 2008: 48). In ihrer Untersuchung hat sie eine Vielzahl von intellektuellen Zeitschriften wie *Merkur*, *Frankfurter Hefte*, *Akzente* und das Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* im Zeitraum von 1946 bis 1965 gesichtet (vgl. ebd.: 49, FN 45). Dabei hat sie festgestellt, dass allein das Material der Nachkriegspresse »tatsächlich so umfangreich und ergiebig [ist], daß es weitergehende Untersuchungen notwendig macht, die hier nur angeregt werden können« (Albrecht 2008: 46). Die Untersuchung konzentriert sich aber auf die literarische Auseinandersetzung mit den Themen Kolonialismus und Dekolonialisierung. Nichtsdestotrotz bietet Albrecht einen Einblick

in die Besonderheiten der deutschsprachigen Berichterstattung zu diesen beiden Themenkomplexen – wenngleich es ihr dabei jedoch meist nicht um Auseinandersetzungen mit der spezifisch deutschen Kolonialgeschichte oder gar dem Genozid an den Ovaherero und Nama gegangen ist (vgl. ebd.: 49ff.). In einem breiter gefassten Sinne haben auch diskursanalytische Ansätze Eingang in das Forschungsfeld gefunden, die stärker auf Konstruktionen gesellschaftlichen Wissens über den Krieg und den Genozid in SWA eingehen und dabei Fragen der Legimitationsprozesse in Kultur und Gesellschaft fokussieren (vgl. Dabag/Gründer/Ketelsen 2004).

In Anbetracht des gestiegenen wissenschaftlichen Interesses an post-/kolonialen Auseinandersetzungen, kritischen Diskursanalysen und der Aktualität des Themas überrascht es, dass bisher nur wenige systematische Analysen der *gegenwärtigen* journalistischen Erinnerung an die deutsche Kolonialgeschichte insgesamt und den Ovaherero- und Nama-Genozid im Speziellen existieren. Die Debatte über die deutsche Kolonialvergangenheit in Namibia speziell im Zusammenhang mit der Klage der Ovaherero um Riruako und Fragen der Anerkennung und Entschädigung des Genozids hat die Soziologin Janntje Böhlke-Itzen diskursanalytisch untersucht. Die Anfang der 2000er-Jahre in die Diskussion um »Kolonialschuld und Entschädigung« eingebrachten Argumente versteht sie »in erster Linie als Träger von Konzepten, Stereotypen und Bewertungen« (Böhlke-Itzen 2004: 29). Ihr Fokus liegt dabei jedoch auf der (deutsch- und englischsprachigen) namibischen Berichterstattung. Im Zusammenhang mit geschichtspolitischen Deutungskämpfen untersucht die Kulturwissenschaftlerin Yvonne Robel (2013) neben parlamentarischen Drucksachen auch journalistische Printmedien; darunter findet sich ein ganzer Diskursstrang, in dem es konkret um die Anerkennung des Genozids an den Ovaherero und Nama in Namibia geht. Die Befunde ihrer Analyse zeigen dabei auch Parallelen zu Diskursen um die Anerkennung von Sinti und Roma und Armenier*innen als Genozid-Opfern sowie an einigen Stellen auch diskursive Verschränkungen der verschiedenen geschichts- bzw. erinnerungspolitischen Aushandlungsprozesse.

Zu nennen ist hier als letzter aktueller Forschungsbeitrag die (unveröffentlichte) Masterarbeit von Christina Haritos (2019), die vier Tageszeitungen aus Deutschland und Namibia (*Frankfurter Allgemeine Zeitung* und *Süddeutsche Zeitung* sowie *The Namibian* und *Allgemeine Zeitung*) hinsichtlich der Berichterstattung zum Ovaherero- und Nama-Genozid inhaltsanalytisch ausgewertet und verglichen sowie zudem zwei erste Interviews mit Journalist*innen aus Namibia geführt hat. Dabei hat sie diskursive Ereignisse analysiert, die im Untersuchungszeitraum 2004 bis 2019 eine größere mediale Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben. Diese Studie verortet sich als einzige der hier genannten Forschungsbeiträge in der Kommunikationswissenschaft und bezieht sich dabei zentral auf Theorien des kulturellen Gedächtnisses von Aleida und Jan Assmann, an denen sich auch die vorliegende Untersuchung orientiert (vgl. Kapitel 3).

Ohne hier auf die einzelnen Untersuchungen im Detail eingehen zu können, soll mit Blick auf die wachsende Anzahl an Veröffentlichungen zusammenfassend festgestellt werden:

- Kulturwissenschaftliche Studien haben in den letzten Jahrzehnten zunehmend auch den Kontext des spezifisch deutschen Kolonialismus sowie sein diskursives Vor- und v.a. Nachleben erforscht.
- Die deutsche Kolonialherrschaft und dabei auch der Krieg gegen die Ovaherero und Nama ist zur Zeit der kolonialen Besetzung und des Genozids fundamental über mediale Repräsentationen popularisiert und v.a. legitimiert worden.
- Erfahrungen des Kolonialismus nach der Beendigung der (formalen) Kolonialherrschaft auf beiden Seiten der Nachfahr*innen der Kolonialiserten und Kolonialisierenden hinterließen tiefe Spuren; bis heute leben koloniale Deutungsmuster in post-/kolonialen Repräsentationswelten fort.
- Es handelt sich dabei aber überwiegend um literaturwissenschaftliche und filmwissenschaftliche Einzelmedien-Studien; gerade an der Schnittstelle von Kommunikationswissenschaft, Memory Studies und Postcolonial Studies fehlt es an empirischen Studien.

Diese Forschungsbeiträge bieten verschiedene Anknüpfungspunkte für diskursanalytische Untersuchungen, die danach fragen, auf welche Weisen der Genozid im öffentlichen und medialen Diskurs (nicht) erinnert worden ist und inwiefern sich hier Kontinuitäten, Verschiebungen oder auch deutliche Brüche zeigen. Die vorliegende Arbeit kann in theoretischer und auch methodischer Hinsicht auf bestehende Forschungen aufbauen; ihr Erkenntnisinteresse richtet sich jedoch konkreter als der Großteil der genannten Untersuchungen aus medien- und kommunikationswissenschaftlicher Perspektive auf die Spezifik der journalistischen Diskursproduktion. Ihr Fokus liegt aus erinnerungskulturwissenschaftlicher Perspektive auf Aushandlungsprozessen in der *Gegenwart*. Dabei berücksichtigt sie auch die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen und bezieht sich auf die oben skizzierten interdisziplinären Beiträge aus dem Feld der Genozidforschung. Im Anschluss an die bestehenden Forschungen stellt sich für die vorliegende Untersuchung die Frage, auf welche Weise sich koloniale Diskurse und Repräsentationen einerseits in der journalistischen Berichterstattung zu Mustern verdichtet haben und bis heute fortbestehen; andererseits, welche Bedeutung Journalismus in gegenwärtigen Kontexten für die Herausbildung post-/kolonialer Erinnerungsdiskurse zukommt. Einen wichtigen Ausgangspunkt für die vorliegende Untersuchung bildet dabei die kontroverse Debatte um die »koloniale Amnesie«, die ich im Folgenden näher beleuchten werde.

2.3.3 Zur These der »kolonialen Amnesie«

In öffentlichen Debatten wie Forschungsarbeiten ist die These verbreitet, dass die koloniale Vergangenheit hierzulande seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges »vergessen« oder zumindest stark verharmlost worden sei (vgl. Perraudin/Zimmerer 2011: 1). Die »koloniale Amnesie« wird speziell im journalistischen Erinnerungsdiskurs um den Ovaherero- und Nama-Genozid explizit thematisiert. Sie bildet daher auch für die vorliegende Untersuchung einen Ausgangspunkt der Überlegungen zum Phänomen post-/kolonialer Erinnerungsdiskurse in der gegenwärtigen Medienkultur und bedarf einer theoretischen Diskussion. Im kulturwissenschaftlichen Diskurs haben Vertreter*innen der *Postcolonial German Studies* die These der »kolonialen Amnesie« geprägt (vgl. Friedrichsmeyer/Lennox/Zantop 1998: 3; siehe hierzu auch Albrecht 2008: 38). Neben dem Argument der »kurzen Dauer« der formalen deutschen Kolonialherrschaft wird die »koloniale Amnesie« in der Forschung zum einen darauf zurückgeführt, dass es in Deutschland keine Diaspora gegeben habe; zum anderen wird davon ausgegangen, dass die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust die Erinnerungen an Kolonialismus überlagert hätten. Diesen verbreiteten Erklärungsansätzen ist in jüngerer Zeit stärker widersprochen worden. Die Historikerin Gesine Krüger hat bereits darauf verwiesen, dass die Kolonialkriege nicht einfach restlos aus dem historischen Gedächtnis der Deutschen gestrichen worden sind, sondern dass sie »immer wieder *erneut* vergessen werden. Das heißt, Wellen der Erinnerung und des Vergessens, oder sogar der Verdrängung wechseln sich miteinander ab« (Krüger 2003: 121, Herv.i.O.). Insbesondere die Kolonialkriege in SWA bildeten laut Krüger ein »latentes Thema« (ebd.: 134), welches anlässlich der Sammelklage der Ovaherero im Jahr 2001 und besonders im Gedenkjahr 2004 eine erneute Relevanz erfahren sollte.

In ihrer Untersuchung hat die Literaturwissenschaftlerin Monika Albrecht (2008) ausführlich dargelegt, dass es zum einen im Bereich der deutschsprachigen Publizistik in der Nachkriegszeit durchaus kritische postkoloniale Debatten gegeben hat; zum anderen verweist sie auf postkoloniale Studien in verschiedenen Disziplinen, die jedoch nicht unter dem Label der Postcolonial Studies sichtbar geworden sind und daher in der heutigen Forschung kaum wahrgenommen werden (vgl. Albrecht 2008: 16ff.). Nach Albrecht ist daher differenzierter zu untersuchen, »wer den deutschen Kolonialismus tatsächlich verdrängt hat – und *wer nicht*« (ebd.: 47f., Herv.i.O.). Britta Schilling argumentiert, dass *gerade aufgrund* des frühen formalen Endes der deutschen Kolonialherrschaft post-/koloniale Erinnerungskulturen hierzulande besonders ausgeprägt seien (vgl. Schilling 2014: 5). Ihre Untersuchung zeigt, dass Erinnerungen an die deutsche Kolonialvergangenheit zu verschiedenen historischen Zeitpunkten in unterschiedlichen Öffentlichkeiten über diverse Medien kultiviert worden sind und keinesfalls nach 1945 komplett »vergessen« wurden, sondern sich auf vielfältige Weise weiter ausgeprägt und

gewandelt haben. Und auch Bürger distanziert sich mit Verweis auf den parallelen Diskurs der »imperialen Nostalgie« von einer pauschalisierenden These der »kolonialen Amnesie« (vgl. Bürger 2017: 47ff.).

Oftmals wird in Darstellungen zur Entwicklung postkolonialer Studien im deutschen Kontext übersehen, dass zuallererst Schwarze bzw. *afro-deutsche Frauen* Mitte der 1980er-Jahre – also etwa zehn Jahre, bevor die Postcolonial Studies auch im deutschsprachigen Raum aufkamen – darauf aufmerksam machten, dass die koloniale Vergangenheit Folgen hat, die die deutsche Gesellschaft und Kultur auch nach 1945 geprägt haben (vgl. Wienand/Brandes 2016: 9f.). Mit Blick auf Traditionen kritischer »marginalisierte[r] Erinnerungen an die fortdauernde Kolonialgeschichte« stellen Kea Wienand und Kerstin Brandes heraus, dass es bereits seit den 1960er-Jahren Aktivist*innen-Gruppen gegeben hat, die gegen rassistische Dominanzverhältnisse protestierten und dabei die deutsche Kolonialgeschichte thematisierten (vgl. Wienand/Brandes 2016: 13). Dieses Engagement fand in beiden Teilen Deutschlands »jedoch zumeist an marginalisierten Orten statt und stand nur selten im Fokus der Öffentlichkeit. So sind diese Proteste bis heute noch wenig dokumentiert und aufgearbeitet und drohen in Vergessenheit zu geraten« (ebd.: 14).²¹ Im Zusammenhang mit der These der »kolonialen Amnesie« problematisieren sie, dass »mit einem Vergessen – wie durch die Behauptung, es hätte *gar keine* Erinnerung an den Kolonialismus gegeben, forciert wird – fortwirkende koloniale Machtverhältnisse quasi zum zweiten Mal unsichtbar gemacht würden« (ebd.: 15, Herv.i.O.).

Die bisherige Diskussion zeigt, dass die Rede von der »kolonialen Amnesie« zumindest irreführend ist. Angesichts der angeführten Befunde wird deutlich, dass die Kolonialvergangenheit nach dem formalen Ende nicht einfach »vergessen« worden ist, sondern auf vielfältige, durchaus widersprüchliche Weisen bis in die Gegenwart ein diskursives Nachleben aufweist. Das Fortbestehen kolonialer Fantasien bzw. post-/kolonialer Erinnerungen wird v.a. anhand medialer Repräsentationen in Populär- und Alltagskultur sichtbar. Das Fortwirken kolonialer Machtverhältnisse manifestiert sich dagegen in gesellschaftlichen Dominanzverhältnissen und Ausschlüssen, die erst in jüngerer Zeit stärker in den Blick postkolonialer Studien rücken. Auch wenn die Befunde zur Presseberichterstattung bisher eher spärlich sind und v.a. lediglich disparat vorliegen, wird deutlich, dass es selbst in der Nachkriegszeit Diskussionen um Kolonialismus und Dekolonialisierung gegeben hat. »Von (post-)kolonialer Amnesie kann angesichts dieses Befunds kaum gesprochen werden – sicher nicht in dem Sinn, daß das gesamte koloniale System vergessen gewesen wäre, und auch nicht in dem, daß der deutsche Kolonialismus nicht mehr zur Diskussion stand« (Albrecht 2008: 47).

21 Vgl. zu Protesten ausführlich Seibert 2008.

Bezogen auf den spezifischen Gegenstand dieser Untersuchung verweist Albrecht darauf, dass der Genozid im ehemaligen ›Südwestafrika‹ in der deutschsprachigen Nachkriegspresse gelehnet wurde und in diesem Zusammenhang die These einer ›kolonialen Schuldlüge‹ aktualisiert wurde. Folglich verschleiert der Begriff der »kolonialen Amnesie« die *aktive* Leugnung von Kolonialverbrechen (dem Genozid in SWA) etwa in Berichten der damaligen Nachkriegspresse (vgl. ebd.: 47f.). Kritische Sozialwissenschaftler wie Reinhart Kößler und Henning Melber halten hingegen weiterhin an der These der »kolonialen Amnesie« fest, betrachten diese aber differenzierter. Entscheidend sei, dass sich das ›Vergessen‹ nicht allgemein auf das Thema Kolonialismus (und Dekolonialisierung) bezieht, sondern es dabei spezifisch um Deutschlands koloniale Vergangenheit gehe. Mit Verweis auf die Untersuchungen von Albrecht und Schilling stellen sie heraus, dass etwa in der Nachkriegszeit (1940er- bis 1960er-Jahre) »ungeachtet eines relativ breiten allgemeinen Interesses an kolonialen und besonders postkolonialen Themen« speziell die ›eigene‹ deutsche Kolonialvergangenheit in Zeitschriftenbeiträgen vergleichsweise wenig Aufmerksamkeit erhalten habe (Kößler/Melber 2018: 2). Sie argumentieren, dass ›Amnesie‹ eine Beschäftigung mit dem Kolonialthema nicht komplett ausschließt, sondern eine spezifische Perspektive darauf bezeichnet. »Kolonialherrschaft wird dann zwar nicht verherrlicht, aber doch tendenziell relativierend oder gar noch romantisierend apologetisch behandelt und die Forderungen einer postkolonial inspirierten Zivilgesellschaft als ideologisch zurückgewiesen« (ebd.: 1).

Darauf, dass eine kritische Erinnerungskultur v.a. innerhalb der *weißen* Mehrheitsgesellschaft abgewehrt wird, haben Vertreter*innen der Postcolonial Studies und insbesondere Critical Studies of Whiteness aufmerksam gemacht, wie im Folgenden dargelegt wird.

»Sekundäre Kolonialisierung«: Perspektiven der Critical Whiteness Studies

Mit Blick auf die »koloniale Amnesie« in der Bundesrepublik diagnostiziert der Kulturwissenschaftler Kien Nghi Ha speziell der *weißen* Mehrheitsgesellschaft eine Unfähigkeit der kritischen Aufarbeitung der eigenen Kolonialgeschichte und der Anerkennung von Kontinuitäten von Rassismen sowie eine politische Entlastungsstrategie:

»Bisher hat das gesellschaftliche Schweigen, das Verschweigen, das Totschweigen das Feld des notwendig Sagbaren weitgehend verdrängt. Das Schweigen ist eine bewusste Amnesie, und die Amnesie ist eine politische Ausdrucksform des kollektiven Gedächtnisses. Daher ist das konsensuale Schweigen eine dominante Machtartikulation, die sich der Aufarbeitung und Sichtbarmachung imperialer Praktiken und Bilder durch Entinnerung aktiv widersetzt und nur durch Gegen-Erzählungen aufgebrochen werden kann. In ihrer totalisierenden Dimension kann

sich die Macht des Entinnerten zu einer sekundären Kolonialisierung verdichten.«
(Ha 2009: 105)

Deutlich wird hier, dass die »koloniale Amnesie« dabei *eine* – wenn auch dominante – Ausdrucksform des kollektiven Gedächtnisses beschreibt, daneben jedoch etwa kritische Gegen-Erinnerungen bestehen (könnten). Aus dieser Perspektive bezeichnet die »koloniale Amnesie« oder auch die »sekundäre Kolonialisierung« nicht etwa eine »Leerstelle, sondern eine gesellschaftliche Dynamik, die immer wieder durch ein Set von Machtpraktiken hergestellt wird« (ebd.). In anderen Worten handelt es sich dabei um einen Prozess, in dem »nicht nur die Kontinuitäten, Übergänge und Brüche, sondern auch die realgeschichtliche Kolonialisierung selbst immer wieder neu mit einem *weißen* Schleier des Schweigens überzogen« (ebd.) werden.

In Hinblick auf die politische Ebene (im Sinne offizieller Staatspolitik) kann in Westdeutschland eine Tradition bis in die Nachkriegszeit nachgewiesen werden. Wie Ha v.a. mit Bezug auf außenpolitische Diskurse und die historische Kolonialismusforschung in BRD und DDR aufzeigt, bestand in der BRD ein »stillter Konsens« (ebd.: 59) darüber, den Kolonialismus zu verschweigen. Dadurch konnten in der Nachkriegszeit erinnerungspolitische »Tabufelder« (ebd.) entstehen; gerade das offizielle (Ver-)Schweigen aufseiten der BRD habe wiederum – so kann hier insbesondere mit Verweis auf die eingangs bereits genannte bahnbrechende Untersuchung zum Genozid an Ovaherero und Nama in SWA von Horst Drechsler (1968) festgestellt werden – »ironischerweise DDR-HistorikerInnen ungeachtet ihrer politischen Motivation zu produktiven Ergebnissen verhalfen« (ebd.). Die Diagnose einer »kolonialen Amnesie« bezieht Ha somit v.a. auf die westdeutsche Öffentlichkeit. In diesem Sinne kann die koloniale Amnesie auch als eine Abwehr- und Entlastungsstrategie verstanden werden, die es dem *weißen* (Täter*innen-)Kollektiv in Deutschland erlaubt, das eigene Selbstbild als »kolonial unbelastet« aufrechtzuerhalten und nationale Identitätskonstruktionen im Einklang mit humanitären Werten der Aufklärung zu bringen und damit auch ein (koloniales) Überlegenheitsdenken zu rechtfertigen. Das Schweigen bezieht sich also auf die Weigerung der *weißen* westdeutschen Dominanzgesellschaft, sich mit »den kolonialen Grundlagen ihrer eigenen Kulturgeschichte und politischen Identität auseinanderzusetzen« (Ha 2009: 105).

Die koloniale Amnesie kann somit als ein spezifischer Diskurs der *weißen* Mehrheitsgesellschaft betrachtet werden, welcher die hegemoniale politische Kultur in der Bundesrepublik lange dominiert hat und erst in jüngerer Zeit – v.a. auch im Zusammenhang mit Erinnerungen an den Genozid an den Ovaherero und Nama – durch kritische Diskurse stärker herausgefordert wird. Insofern erweist sich der Begriff der »kolonialen Amnesie« als relevant, da er gerade auf solche Leerstellen in post-/kolonialen Erinnerungsdiskursen aufmerksam gemacht hat und machen kann – auch wenn es hier differenzierterer Betrachtungen bedarf. Fruchtbar sind

an dieser Stelle die Betrachtungen von Vertreter*innen der Postcolonial Studies wie Paul Gilroy und insbesondere Ann Laura Stoler, welche die Ambivalenzen post-/kolonialer Erinnerungsdiskurse betonen und dabei rassismuskritische Perspektiven stärken.

»Post-/koloniale Melancholie« und »Aphasie«

Paul Gilroy (2005) untersucht die »postkoloniale Melancholie« im britischen Kontext. Er beschreibt mit dem Begriff – in Analogie zu der Studie von Alexander und Margarete Mitscherlich (1967) zum gesellschaftlichen Widerstand gegen eine kritische Auseinandersetzung mit den nationalsozialistischen Verbrechen in der Nachkriegszeit – eine Unfähigkeit zu trauern: einerseits über den Verlust des Empires und andererseits über die Opfer der Kolonialverbrechen. Das zentrale Problem sieht Gilroy darin, dass Rassismus *nicht* thematisiert wird. Ähnlich argumentiert auch Ann Laura Stoler (2009), die mit Blick auf »blockierte« Kolonialerinnerungen in der französischen Öffentlichkeit den Begriff der »Amnesie« durch den der »Aphasie« ersetzt. Mit diesem aus der Psychologie stammenden Konzept weist sie auf einen Zustand der »Sprachlosigkeit« hin:

»In aphasia, an occlusion of knowledge is the issue. It is not a matter of ignorance or absence. Aphasia is a dismembering, a difficulty speaking, a difficulty generating a vocabulary that associates appropriate words and concepts with appropriate things. Aphasia in its many forms describes a difficulty retrieving both conceptual and lexical vocabularies and, most important, a difficulty comprehending what is spoken.« (Stoler 2011: 125)

Stoler stellt hier deutlich heraus, dass es sich bei der gegenwärtigen blockierten Kolonialgeschichte nicht um eine vollständige Ignoranz oder Abwesenheit, sondern eher um eine paradoxe gleichzeitige Anwesenheit und Abwesenheit von Erinnerungen an koloniale Gewalt handelt. Das metaphorische Konzept der *Aphasie* zielt hier darauf ab, dass nur einige Aspekte der Kolonialgeschichte erinnert werden (können), während andere nicht artikulierbar sind. »At issue is the irretrievability of a vocabulary, a limited access to it, a simultaneous presence of a thing and its absence, a presence and the misrecognition of it« (ebd.: 145). Begriffe wie *Ver-gessen* oder auch *Amnesie* sind Stoler zufolge daher irreführend und können den gegenwärtigen Zustand der post-/kolonialen gesellschaftlichen Erinnerung nicht angemessen erfassen. Der Begriff der »colonial aphasia« betont dagegen gerade den ambivalenten Charakter der Blockierung, »both loss of access and active dissociation« (ebd.). Das Erkenntnisinteresse richtet sich dann gerade auf diese Ambivalenzen und die damit verbundenen Prozesse und Praktiken in öffentlichen wie v.a. auch in akademischen Diskursen:

»At issue is neither stubborn ignorance nor sudden knowledge. It is the confused and clogged spaces in between in which this essay rests. It reflects on the conceptual processes, academic conventions, and affective practices that both elicit and elude recognition of how colonial histories matter and how colonial pasts become muffled or manifest in contemporary France.« (ebd.: 122)

Die *Aphasie* kann im post-/kolonialen Kontext als widersprüchlicher, lückenhafter Diskurs betrachtet werden, der als Ausdruck einer irritierten politischen Kultur oder als ein gestörtes Feld des Sagbaren gelesen werden kann: »Colonial aphasia is a political disorder and a troubled psychic space« (ebd.: 153). Der Begriff beschreibt auch die Unfähigkeit, Zusammenhänge herzustellen. Zentral ist dabei die Beobachtung von Stoler, dass in post-/kolonialen Erinnerungsdiskursen die Kategorie ›race‹ bzw. Rassismus auffällig unthematisiert bleibt: »So where is race in this affaire coloniale that so permeates the intellectual and political landscape today?« (ebd.: 152).

›Deckerinnerung‹: Erinnerungsdiskurse um Holocaust und Kolonialismus

Zur Diskussion steht in aktuellen postkolonialen Debatten im Zusammenhang mit der ›kolonialen Amnesie‹ auch die These einer ›Deckerinnerung‹ und damit das Verhältnis von Erinnerungen an Holocaust und Zweiten Weltkrieg einerseits und Kolonialismus andererseits; bzw. geht es gerade auch um die Verbindungslinien post-/kolonialer und postnationalsozialistischer Rassismen und Erinnerungskulturen. Da diese insbesondere auch in Debatten um eine Anerkennung des Genozids an den Ovaherero und Nama eine wichtige Rolle spielen, soll die Diskussion im Folgenden knapp nachgezeichnet werden.²² Die These einer sog. ›Deckerinnerung‹ als Erklärung für eine vermeintliche »koloniale Amnesie« ist v.a. auf Arbeiten der US-amerikanischen *Postcolonial German Studies* zurückzuführen (vgl. Albrecht 2008: 43ff.): »The German focus on the Holocaust as a central unavoidable fact of German history may also have occluded German's view of European colonialism and their own complicity as Europeans in it« (Friedrichsmeyer/Lennox/Zantop 1998: 4). Auch Helma Lutz und Kathrin Gawarecki stellen in dieser Hinsicht fest, »dass mit dem Hinweis auf die Extremform des rassistischen Verbrechens, dem Völkermord der Nationalsozialisten an den europäischen Juden, der Kolonialismus hinter dem

22 Der Begriff wird jedoch nicht nur auf die vermeintliche Blockierung der Kolonialerinnerung durch die Erinnerung an den Holocaust gedeutet, sondern auch herangezogen, um auf (implizite) Verweisstrukturen in medialen Texten aufmerksam zu machen. Dass ausgerechnet Namibia bzw. das ehemalige Deutsch-Südwestafrika bald nach dem gefeierten Gedenkjahr 2004 – im Zuge dessen in der Bundesrepublik vielfach (medial) an den Krieg gegen die Ovaherero und Nama erinnert wurde – zur Kulisse für ›afrikanisierte Heimatfilme‹ wurde, deutet etwa Evelyn Annuß (2011) als eine filmische Form der ›Deckerinnerung‹.

Nationalsozialismus verschwunden ist oder von diesem verdeckt wird« (Lutz/Gawarecki 2005: 10). Dagegen weist Albrecht (2008) die Vorstellung einer solchen »Deckerinnerung« zurück und kritisiert die ihrer Meinung nach »vermeintlich allzu ausschließliche Konzentration auf den Holocaust« (Albrecht 2008: 46). Sie plädiert dafür, auch andere Faktoren in ein Erklärungsmodell mit einzubeziehen; insbesondere die Beschäftigung mit dem Kalten Krieg sollte als »Ablenkungsfaktor« (ebd.) stärker berücksichtigt werden.

Zumindest implizit ist mit der These die Annahme verbunden, dass – anders als die Erinnerung an Kolonialismus – die nationalsozialistischen Verbrechen in der Bundesrepublik »mittlerweile umfassend wissenschaftlich aufgearbeitet wäre[n] und die Reflexion über die Erinnerung an die antisemitischen Gräueltaten des Nationalsozialismus im dominanten Diskurs angekommen sei« (Wienand/Brandes 2016: 16).

Die oben bereits genannten Abwehr- und Entlastungsstrategien – auf die v.a. Vertreter*innen der Kritischen Weißseinsforschung aufmerksam gemacht haben – geben Aufschlüsse über die komplexe Verwobenheit von Erinnerungen an Kolonialismus und an Nationalsozialismus und damit verbunden die (fehlende) Auseinandersetzung mit Kontinuitäten von Rassismen im spezifischen Kontext der Bundesrepublik. In diesem Zusammenhang stellt etwa Ha fest:

»Kolonialismus ist in Deutschland – sobald er als kritische Analysekategorie und nicht wie gewohnt als ideologischer Gewaltapparat gebraucht wird – ein unnahbarer, geradezu unheimlicher Begriff. Seine Untiefen erscheinen in ihrer unbegreiflichen Abgründigkeit so unwirklich, dass dieses Unwort sorgsam vermieden wurde. Wie die Rassismuskritik löst die Erinnerung an koloniale Unterdrückungen bei Weißen das Bedürfnis nach augenblicklichen Distanzierungen aus. Meistens schlagen sich solche Entlastungsstrategien in der Sehnsucht nach einem endgültigen Schlussstrich nieder.« (Ha 2009: 105)

Auch hier gilt es, differenzierter zu fragen, auf welche Weisen bspw. Diskurse um Holocaust und Kolonialismus in aktuellen Auseinandersetzungen miteinander verschränkt werden und welche legitimatorischen Funktionen insbesondere Verweisen auf nationalsozialistische Verbrechen im Zusammenhang mit Diskussionen um eine Anerkennung des Genozids an den Ovaherero und Nama zukommen. Hinsichtlich der gegenwärtigen Debatten, die auf verschiedenen Ebenen geführt werden, fällt auf, dass vor allem in (kritischen) wissenschaftlichen Auseinandersetzungen die dominante Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust als Erklärung für das »Nicht-Erinnern der Kolonialgeschichte verantwortlich gemacht wird« (Wienand/Brandes 2016: 7). Wie Wienand und Brandes beobachten, dient der Verweis auf die Erinnerung an die nationalsozialistische Vergangenheit und ihre (vermeintlich erfolgreiche) Aufarbeitung in der Bundesrepublik in gesellschaftlichen Debatten »eher als Abwehr – nach dem Motto *jetzt müssen wir uns damit*

auch noch auseinanderzusetzen. Artikuliert wird zudem eine Forderung nach Gleichbehandlung, dass, *wenn der eine Genozid anerkannt wird, auch der andere anerkannt werden muss*« (Wienand/Brandes 2016: 7, Herv.i.O.). Es wird deutlich, dass Erinnerungen an Nationalsozialismus und Kolonialismus in der bundesdeutschen Öffentlichkeit auf komplexe Weise verwoben sind: »Von heute aus betrachtet, lässt sich im deutschen Kontext die Kolonialgeschichte *nicht* mehr ohne die Geschichte des Nationalsozialismus erinnern, in die Erinnerung an die koloniale Vergangenheit ist die Erinnerung an die Geschichte des Nationalsozialismus unweigerlich eingelassen« (ebd.).

Anders ausgedrückt kann hier festgestellt werden, dass eine Konsequenz der spezifischen postnationalsozialistischen Erinnerungskultur darin zu sehen ist, dass mit der Erinnerung an Kolonialverbrechen, Rassismus und v.a. den Genozid in SWA in der bundesdeutschen Öffentlichkeit nahezu zwangsläufig »auch die Erinnerung an den Nationalsozialismus wachgerufen wird oder zumindest beide Geschichten in Bezug zueinander gesetzt werden« (ebd.). Astrid Messerschmidt (2008) hat darauf hingewiesen, dass aus der Sicht der *weißen* Mehrheitsgesellschaft mit der Erinnerung an Kolonialismus vor dem Hintergrund der Erinnerung an Nationalsozialismus und Holocaust die Aufforderung zur selbstkritischen Auseinandersetzung mit einer weiteren Ausprägung des gesellschaftlichen Rassismus verbunden ist, die möglicherweise eben aus diesem Grunde besondere Abwehr- und Entlastungsstrategien provoziert:

»Antisemitismus wird in der bundesdeutschen Öffentlichkeit und im Bildungswesen vorwiegend als etwas wahrgenommen, das mit der NS-Vergangenheit zusammenhängt und eben mit dieser auch vergangen ist, und Rassismus wird abgewehrt, weil man kaum etwas so sehr fürchtet wie die Diagnose, rassistisch zu sein. Die Monstrosität der NS-Verbrechen lässt alles, was mit ihnen zusammenhängt so erscheinen, als sei es in eine reine Vergangenheit übergegangen.« (Messerschmidt 2008: 42f.)

Die Frage nach dem »Ort eines postkolonialen Gedächtnisses« (ebd.: 42) muss daher vor dem Hintergrund der spezifischen zeitgeschichtlichen Konstellation in der postnationalsozialistischen Gesellschaft der Bundesrepublik gestellt werden. Fokussiert werden können dabei die Beziehung der Kategorien des (Kolonial-)Rassismus und des (nationalsozialistischen) Antisemitismus. Der entscheidende »Denkfehler« liegt Messerschmidt zufolge »nicht darin, Rassismus und nationalsozialistischen, auf Vernichtung zielenden Antisemitismus auf einander zu beziehen, sondern zu meinen, mit der Vergangenheit des Holocaust sei auch Rassismus Vergangenheit« (ebd.: 44). Anders ausgedrückt habe, so argumentiert sie, nicht die intensive Beschäftigung mit dem Holocaust von der Auseinandersetzung mit der Kolonialvergangenheit abgelenkt, wie die verbreitete These der »Deckerinnerung« suggeriert, sondern »die Vorstellung, man habe nach der Demokratisierung auch

die rassistischen Weltbilder überwunden« (ebd.). Dabei gilt es jedoch auch kritisch zu überprüfen, inwiefern Nationalsozialismus und Holocaust tatsächlich als hinreichend wissenschaftlich aufgearbeitet und v.a. als gesellschaftlich reflektiert und »überwunden« gelten können. Bei genauerer Betrachtung wird deutlich, dass es sich auch dabei um mühsame, über Jahrzehnte hinweg zögerlich verlaufende Auseinandersetzungen gehandelt hat. Die (vermeintlich) gesellschaftlich etablierte kritische postnationalsozialistische Erinnerungskultur stellt letztlich prekäre Narrative dar, die gegenwärtig verstärkt herausgefordert werden – wie mit Blick auf Ausprägungen eines »sekundären« oder »post-nationalsozialistischen Antisemitismus«, v.a. auch vor dem Hintergrund des Aufkommens neuer rechter Diskurse in der bundesdeutschen Öffentlichkeit, deutlich wird (vgl. ebd.: 47ff.).

Mit einer solchen Anerkennung der Verwobenheit post-/kolonialer und post-/nationalsozialistischer Erinnerungskulturen soll, so betonen Wienand und Brandes, »weder eine Kontinuität noch eine Vergleichbarkeit von deutscher Kolonialgeschichte und NS-Vergangenheit behauptet oder die Singularität des nationalsozialistischen Massenmords bestritten oder relativiert werden« (Wienand/Brandes 2016: 7f.). Es geht vielmehr darum, den Fokus zukünftiger Untersuchungen darauf zu richten, »inwiefern beide Geschichten in der kollektiven Erinnerung bzw. der Erinnerungskultur der deutschen Gesellschaft in Ost und West auf vielfältige Weise ineinander *verwoben* sind« (ebd., Herv.i.O.).²³ Damit verweisen sie auf zentrale Streitpunkte in aktuellen Debatten, die auch im post-/kolonialen Erinnerungsdiskurs um den Genozid an den Ovaherero und Nama relevant werden.

Die in diesem Kapitel dargelegte wissenschaftliche Kontroverse um die These der »kolonialen Amnesie« macht zusammengefasst deutlich, dass mit diesem Begriff – der in öffentlichen Debatten wie in aktivistischen Kampagnen oder medialer Berichterstattung v.a. als Aufmerksamkeitsmarker oder zur Skandalisierung genutzt wird – ganz unterschiedliche Vorstellungen verbunden sind, wie schon Albrecht (vgl. 2008: 38) festgestellt hat. Dabei wird nicht immer deutlich, ob die »koloniale Amnesie« auf die (Nicht-)Erinnerung an das gesamte koloniale System oder nur den deutschen Kolonialismus oder im Spezialfall sogar nur auf den Genozid in der früheren Kolonie SWA bezogen wird. Unklar bleibt oft auch, auf welche Öffentlichkeiten sich die These bezieht, wenngleich Ansätze aus dem Bereich der Kritischen Weißseinsforschung diese deutlicher innerhalb der *weißen* und speziell der westdeutschen Mehrheitsgesellschaft sehen. Sowohl in Bezug auf die These der »kolonialen Amnesie« wie auch der »Deckerinnerung« besteht hier Bedarf nach weiteren empirischen Forschungen, welche eine differenziertere Perspektive einnehmen und vor allem auch die Vielgestaltigkeit, Brüche und Widersprüche, kurz die Ambivalenzen post-/kolonialer Erinnerungskulturen zum Fokus ihrer Analysen

23 Empirische Analysen zu dieser Verwobenheit von Erinnerungsdiskursen mit Bezug zum Holocaust und Kolonialismus stehen bisher noch aus (vgl. Wienand/Brandes 2016: 7, FN 6).

machen. Grundsätzlicher gilt es, diese These in einem größeren globalen Kontext zu diskutieren – jedoch ohne dabei die Besonderheiten post-/kolonialer Erinnerungskulturen im spezifisch deutschen Kontext aus dem Blick zu verlieren. Denn, wie Castro Varela/Dhawan feststellen, wurde die Geschichte der kolonialen Expansion mit ihren Folgen nicht nur in der deutschsprachigen Forschung, sondern auch weit darüber hinaus in westlichen Akademien ignoriert. »Es stellt sich deswegen die Frage, warum sich innerhalb der westlichen Disziplinen lange Zeit nur eine kleine Minderheit diesem Ereignis angenommen hat« (Castro/Varela 2009: 9). Die Diskussion verweist damit auf eine zentrale Herausforderung postkolonialer Studien.

2.4 Zusammenfassung

In diesem Kapitel wurde die grundlegende Forschungsperspektive dieser Arbeit konturiert. Die Perspektive der vorliegenden Untersuchung orientiert sich zentral an einem gesellschaftstheoretisch fundierten Ansatz der Cultural Studies, der sich durch ein politisches Kultur- und Medienverständnis auszeichnet. Die hier skizzierten Ansätze der Postcolonial Studies werden vor allem als eine Art Korrektiv zu hegemonialen Wissensproduktionen produktiv gemacht. Dabei ist wichtig festzustellen, dass insbesondere in den modernen Wissenschaften post-/koloniale Machtverhältnisse fortwährend reproduziert werden. Die Relevanz einer solchen post-/kolonialen Betrachtungsweise für medienkulturwissenschaftlich und insbesondere kommunikationswissenschaftlich ausgerichtete Untersuchungen kann v.a. darin gesehen werden, dass sie etwa dominante Annahmen westlicher Mediengeschichten und v.a. eine Periodisierung von medientechnologischen ›Entwicklungsphasen‹ herausfordern, wie sie auch innerhalb kulturwissenschaftlicher Theorien zu Erinnerung und Medien eingeschrieben sind (vgl. Diskussion in Kapitel 3.1.3). Insbesondere erlaubt eine solche kritische Perspektive, die moderne Geschichtsschreibung mit Blick auf die Kolonialgeschichte als machtvollen Diskurs zu dekonstruieren. Im Anschluss an solche kritischen Betrachtungen greift die vorliegende Arbeit auf Ansätze postkolonialer Theorien und Kritik zurück, um post-/koloniale Erinnerungsdiskurse daraufhin zu untersuchen, *wie* die Geschichte des Kolonialismus und des damit einhergehenden Genozids in SWA in der gegenwärtigen Medienkultur inszeniert wird, welche Narrative dabei dominieren und welche Aspekte mit welchen Folgen verschwiegen werden.

Auch wenn der Fokus dieser Arbeit auf medialen Repräsentationen und symbolischen Deutungskämpfen liegt, betrachte ich gesellschaftliche Wissensordnungen im Sinne der Postcolonial Studies als mit materiellen Herrschaftsstrukturen verwoben und richte den Blick somit auch auf die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen post-/kolonialer Erinnerungsdiskurse in der gegenwärtigen Medien-

kultur. Mit Bezug auf Fragen nach Möglichkeiten einer (geteilten) Erinnerung an koloniale Gewalt und Anerkennung der Opfer eröffnen die vorgestellten Ansätze kritische Perspektiven, die sowohl die Reproduktion stereotyper Repräsentationen in medialen Texten analysieren können als auch den Fokus darauf lenken, inwiefern sich Verschiebungen im Diskurs zeigen, die in Richtung einer Überwindung kolonial-rassistischer Vorstellungswelten weisen. Auch wenn in der vorliegenden Untersuchung die Frage nach rassifizierenden Konstruktionen des ›Anderen‹ im Mittelpunkt stehen, sollen dabei Klassenverhältnisse und Geschlecht als interdependente Strukturkategorien in die Analyse miteinbezogen werden (vgl. Analysen in Kapitel 8 und 9).

Hinsichtlich der Interventionsmöglichkeiten von Nachfahr*innen der Opfer kolonialer Ausbeutung und Genozid beziehe ich mich in der vorliegenden Untersuchung auf Überlegungen von Gayatri Chakravorty Spivak zur Un-/Möglichkeit subalternen Artikulation. Ihr Konzept der *Subalternen* bietet einen theoretischen Rahmen dafür zu problematisieren, inwiefern Vertreter*innen der Ovaherero und Nama in der globalisierten Medienöffentlichkeit sprechen können bzw. gehört werden (vgl. hierzu auch die theoretische Diskussion in Kapitel 5.3 sowie insbesondere Befunde in Kapitel 8).

Der These, die deutsche Kolonialgeschichte sei nach dem Zweiten Weltkrieg schlichtweg ›vergessen‹ worden, ist mittlerweile von verschiedenen Seiten widersprochen und auf Leerstellen in der Forschung verwiesen worden. Anhand der kontroversen wissenschaftlichen Debatten um die »koloniale Amnesie« wird hier bereits deutlich, dass empirische Studien genauer untersuchen müssen, in welchen Öffentlichkeiten sich post-/koloniale Erinnerungsdiskurse in verschiedenen Phasen auf welche Weisen ausgeprägt haben und welche post-/kolonialen Kräfteverhältnisse sich darin ausdrücken. Es gilt hier vielmehr auf die Brüche und Widersprüche wie auch auf die Verwobenheit insbesondere post-/kolonialer und post-/nationalsozialistischer Erinnerungsdiskurse zu fokussieren. Dass gerade auch die Nicht-Beschäftigung mit Kolonialismus und seinen Folgen in der Öffentlichkeit zum Gegenstand kritischer Forschungen gemacht werden sollte, betonen Wienand und Brandes, wenn sie feststellen: »Erinnerungskultur analytisch zu betrachten heißt auch danach zu fragen, was *nicht* erinnert wird, wo Geschichte *vergessen* oder Erinnerung abgewehrt wird, zugleich aber insofern fortwirkt, als dass Bilder, Begriffe und damit verbundene Vorstellungen unreflektiert weiter kursieren« (Wienand/Brandes 2016: 8, Herv.i.O.). Im Folgenden entwickle ich in dieser Hinsicht eine erinnerungskulturelle Perspektive, die den Fokus auf umkämpfte gegenwärtige Diskurse mit Bezug zur Vergangenheit richtet und dabei insbesondere auch das Vergessen als machtvoll konzipiert.

